

BIBLIOTHEK FÜR SOCIALWISSENSCHAFT

2. BAND



NATÜRLICHE AUSLESE UND RASSENVERBESSERUNG

VON

JOHN B. HAYCRAFT



BIBLIOTHEK
FÜR
SOCIALWISSENSCHAFT



Bis jetzt erschienene Bände:

1. **Die Vererbung,** Psychologische Untersuchung ihrer Gesetze, ethischen und socialen Konsequenzen von Th. Ribot, *10 Mk. brosch., 11 Mk. 25 Pf. geb.*

2. **Natürliche Auslese und Rassenverbesserung** von John B. Haycraft, *5 Mk. brosch., 6 Mk. 25 Pf. geb.*

3. **Mann und Weib,** anthropologische und psychologische Untersuchung der sekundären Geschlechtsunterschiede von Dr. Havelock Ellis, *7 Mk. brosch., 8 Mk. 25 Pf. geb.*

4. **Verbrecher und Verbrechen** von Dr. Havelock Ellis, *5 Mk. brosch., 6 Mk. 25 Pf. geb.*

5. **Socialismus und moderne Wissenschaft** von Enrico Ferri, *1 Mk. 50 Pf. brosch., 2 Mk. 75 Pf. geb.*

BIBLIOTHEK
FÜR
SOCIALWISSENSCHAFT

MIT BESONDERER RÜCKSICHT AUF

SOCIALE ANTHROPOLOGIE UND PATHOLOGIE

IN GEMEINSCHAFT MIT

DR. **HAVELOCK ELLIS,**
PROF. **ENRICO FERRI,** PROF. **CESARE LOMBROSO,**
PROF. DR. **GUSTAV H. SCHMIDT,** PROF. **GIUSEPPE SERGI**
UND PROF. DR. **WERNER SOMBART**

HERAUSGEGEBEN VON

DR. HANS KURELLA

2. BAND

LEIPZIG
GEORG H. WIGAND'S VERLAG
1895

NATÜRLICHE AUSLESE
UND
RASSENVERBESSERUNG

VON

JOHN B. HAYCRAFT
PROFESSOR DER PHYSIOLOGIE AM UNIVERSITY COLLEGE IN CARDIFF

AUTORISIERTE DEUTSCHE AUSGABE

VON

DR. HANS KURELLA



LEIPZIG
GEORG H. WIGAND'S VERLAG
1895

VORWORT

Im Jahre 1890 habe ich in der *Edinburgh Health Society* einen Vortrag unter dem Titel *Die Wichtigkeit des Gesundheits- und Schönheits-Ideals für den Rassenfortschritt* gehalten der als No. 2 der elften Serie der Gesellschafts-Publikationen erschienen ist.

Dieselben Gedanken habe ich dann in grösserer Ausführlichkeit in der Form von drei Milroy-Vorlesungen vor dem *Royal College of Physicians* im März 1894 in London vorgetragen, die Vorlesungen sind bald darauf fast im Wortlaut im *Lancet* veröffentlicht worden.

Der vorliegende Band enthält diese Vorlesungen in einer Bearbeitung, die den Bedürfnissen eines nicht ausschliesslich aus Medizinern bestehenden Publikums angepasst ist.

University College,
Cardiff, Oktober 1894

John Berry Haycraft

INHALT

ERSTES KAPITEL

EINLEITUNG

ZWEITES KAPITEL

DER BIOLOGISCHE STANDPUNKT

DRITTES KAPITEL

URSACHEN UND ANZEICHEN KÖRPERLICHEN NIEDERGANGES

SEITE

VIERTES KAPITEL

GEISTESSTÖRUNG UND TRUNKSUCHT

FÜNFTES KAPITEL

DIE WELT DER VERBRECHER, ARBEITSUNFÄHIGEN UND ELENDEN

ANHANG

ERSTES KAPITEL

EINLEITUNG

I.

Im Laufe der Weltgeschichte sind aus Dunkel und Abgeschiedenheit Völker hervorgetreten, haben bedeutende und machtvolle Stellungen erworben und sind dann wieder in Dunkel versunken. Die Ägypter haben ihre Pyramiden und Tempel durch die Hände im Kriege unterworfener und in Sklaverei fortgeführter Völker erbaut und sind dann selbst durch Griechen besiegt und unterworfen worden; ihre selbst einst wilden und unwissenden Besieger haben auf der Grundlage asiatischer und ägyptischer Civilisation eine nie zuvor erreichte Kultur entwickelt. Aber die Griechen wurden wieder verdrängt durch die jüngere lateinische Rasse, deren anfängliche Kulturstufe weit unter der von ihnen unterworfener Völker stand; diese Rasse gründete und befestigte dann das

für unvergänglich angesehene römische Reich, das verschwinden musste, um den germanischen Staaten des modernen Europa Platz zu machen. Die Geschichte verschiedener Nationen zeigt einen so gleichförmigen Verlauf, dass man sich ganz daran gewöhnt hat, im Leben eines Volkes dieselbe Geschichte von Wachstum, Reife und Verfall wiederzufinden, wie im Leben des einzelnen Menschen.

Aber diese Analogie ist doch sehr unvollständig und wenn man sich mit ihr allein gegenüber der historischen Entwicklung begnügt, so wird man die wirklichen Faktoren übersehen, welche die Entwicklung der Rassen, nach dem Zeugnis der Geschichte, beherrschen. Wir können ein Volk von zwei Gesichtspunkten aus ansehen. Wir können erstens die Muskel- und Gehirnkraft der Individuen, welche es bilden, betrachten; wir können es zweitens ins Auge fassen als eine politische Einheit im Kampfe mit Klima, geographischer Lage und mit anderen rivalisierenden politischen Organisationen. Diese Gesichtspunkte sind natürlich nicht unvereinbar, denn der Erfolg einer Nation im politischen Kampfe hängt in hohem Masse von der angeborenen Muskel- und Nervenkraft ab; aber es kann doch andererseits ein mit glänzenden organischen Eigenschaften ausgestattetes Volk als politischer Organismus Misserfolge haben, wenn es mit unüberwindlichen Schwierigkeiten

zu kämpfen hat. Bei grossen historischen Vorgängen, wie bei dem Verfall des römischen Reichs oder dem Untergange des griechischen Staatslebens, kann man es mit einer Frage der faktischen, organischen Rassenverschlechterung zu thun haben, die etwa mit der Senilität zu vergleichen wäre; oder aber man hat eine Frage ganz anderer Art vor sich, das Schauspiel, wie ein Volk gegen schliesslich unüberwindlich gewordene Hindernisse kämpft. Es wird jedesmal eine sehr eingehende historische Untersuchung notwendig sein, wenn entschieden werden soll, ob ein Volk mit organischer Notwendigkeit einen natürlichen Prozess durchläuft, der mit Wachstum, Reife und Verfall vergleichbar ist, und bei dem die Abänderungen der politischen Organisation und die Einflüsse der Beziehungen zu benachbarten Nationen ganz aus dem Spiele bleiben.

2.

Wir werden uns auf den folgenden Seiten mehr mit Rassen- als mit Nationalitätsfragen beschäftigen, mehr mit Muskulatur, Blut und Hirn als mit politischer Macht und Bedeutung; wir werden uns dann erst der Geschichte zuwenden und fragen, ob wirklich die Geschichte

jeder Rasse in organischem Verfall endet oder nicht; denn wenn dies der Fall ist, hat unsere Untersuchung der Rassenveränderung zwar noch ein hohes theoretisches Interesse, aber sie verspricht dann keinen praktischen Nutzen mehr. Glücklicherweise ist unsere Arbeit nicht so aussichtslos; wie wir vorgreifend sagen dürfen, zeigt uns die Geschichte, dass das Angeborene und Organische auch die meiste Dauer und Beständigkeit besitzt, und dass Wechselfälle und Katastrophen in der Laufbahn der Völker meistens durch Umstände herbeigeführt worden sind, die durch das umgebende Mittel oder durch den Zufall bedingt waren. Wir werden sehen, dass Rassen, anders als Individuen, während des ganzen Verlaufes ihrer Geschichte von jedem Zeichen organischen Verfalls frei bleiben können, dass aber die dem Schutze oder der gewerblichen und Handelsthätigkeit der Individuen der Rasse dienenden Institutionen und Verbände Gefahren ausgesetzt sind, denen sie früher oder später unterliegen.

3.

Einige Beispiele werden diese Punkte erläutern; ich will mit dem Fall der griechischen Staaten unter der macedonischen Macht anfangen. Hier ist es durchaus unberechtigt,

zu behaupten, die Griechen wären zur Zeit dieser ersten Niederlage ein entartetes Volk gewesen; als Individuen standen ihre Besieger tief unter ihnen, ja, ALEXANDER soll in einem Ausbruch von Leidenschaft gesagt haben, die Griechen wären Halbgötter neben den rohen Macedoniern. Die Griechen hatten von der frühesten Zeit an in kleinen und unabhängigen Staatswesen gelebt, die eifersüchtig mit einander rivalisierten und wenig geneigt waren, sich gegenüber gemeinsamen Gefahren zusammenzuschliessen. Ihre politische Organisation war von Anfang an sehr schwach und während ihrer ganzen Geschichte waren sie in Gefahr, jedem Angreifer, der über eine stärkere und grössere politische Organisation als die Griechenlands verfügte, zum Opfer zu fallen. Dieser Mangel an Zusammenhalt hätte Griechenland fast zu einer Beute Persiens gemacht; in der That wäre die griechische Unabhängigkeit während des Einfalls der Perser beinahe verloren gegangen durch die feige Neutralität oder offene Verräterei mehrerer griechischer Staaten. Somit trug der Mangel an Zusammenhang zwischen einer Anzahl kleiner Staatengebilde ein Element der Gefahr in sich und begünstigte die Aussichten jedes fremden Eroberers.

Bei dem römischen Reich haben wir es mit einer politischen Organisation zu thun, deren Weltstellung und geschichtliche Bedeutung nur

mit der des britischen Weltreichs verglichen werden kann. In seinem Werden, Reifen und Vergehen folgen wir nicht den Geschicken einer besonderen Rasse, denn das römische Reich umfasste und vereinigte fast die ganze alte Welt. Man hat gesagt, dass als CONSTANTIN den Sitz der Regierung vom Tiber nach dem Bosporus verlegte, in Rom selbst keine Römer von reinem Blute mehr zu finden waren; die Einwohner Roms, die mit CONSTANTIN nach Byzanz übersiedelten, gaben selbst bald die lateinische Sprache auf und das Griechische wurde Idiom des Oströmischen Reiches. Aber dieser Verband von Griechen, Thraciern, Persern, Ägyptern und hellenisierten Asiaten bestand fort, bis 1453 die Türken Stambul nahmen, und diese Katastrophe hatte andere Gründe als solche, wie sie sich aus einem inneren Verfall der Rasse ergeben. Stambul, das Thor des Orients, war durch seine Lage die reichste und mächtigste Stadt der östlichen Welt, und so lange die Stadt das blieb, war das Staatsgebilde, dessen Centrum sie bildete, verhältnismässig sicher. Als aber die Kaufleute Genuas und Venedigs andere Handelswege geöffnet hatten, verlor das Oströmische Reich durch Ableitung seiner Machtquellen in fremde Kanäle seine Bedeutung und wurde niedergeworfen von einer Macht, die es lange in Schach gehalten hatte. Mit der Eroberung von Konstantinopel hörte

es auf als politischer Verband zu existieren.

Diese beiden Beispiele sollen zeigen, wie behutsam man in der Neigung sein muss, eine Entartung der Rasse lediglich deshalb anzunehmen, weil ein Staat oder ein Reich als solches gestürzt ist.

In der griechischen oder römischen Geschichte wird man vergebens eine Antwort auf die Frage suchen, ob eine Rasse früher oder später organisch entarten muss. Während der römischen Herrschaft trat eine so vielfältige Kreuzung und Blutmischung auf, und der moderne Italiener ist (der Rasse nach) von einem Bewohner der Halbinsel unter Caesar so verschieden, dass ein Vergleich des modernen und antiken Italieners auf diese Frage uns nicht die Antwort geben kann, die wir suchen. Derselbe Einwand wäre zu erheben, wenn man den modernen Griechen (der noch geriebener sein soll als der Jude) mit den Griechen aus der Zeit der macedonischen Eroberung vergleichen wollte, denn in der Zwischenzeit hat eine unaufhörliche Rassenkreuzung stattgefunden. Dagegen giebt es viele Beispiele von Rassen, die lange Zeiträume hindurch bestanden haben, ohne sich irgendwie mit ihren Nachbarn zu kreuzen. Wenn wir unter diesen ein einziges finden können, deren körperliche und geistige Kräfte unverminderte Aktivität gezeigt haben, so wird es klar werden, dass Rassenverfall

nicht das notwendige Ziel der Geschichte eines Volkes ist.

4.

Wenn man sich dessen bewusst ist, so ist es interessant, sich mit der skandinavischen Rasse zu beschäftigen, von welcher die Engländer herstammen. Die Rasse hat da, wo sie sich von Kreuzung mit anderen Rassen möglichst fern gehalten hat, viele Jahrhunderte hindurch ihre Merkmale merkwürdig fest bewahrt. Für ihre Begabung als Eroberer und Kolonisatoren zeugen ihre früh durchgeführte Besetzung Britanniens, Irlands und der Normandie, ihre Eroberungs- und Entdeckungsfahrten im Mittelmeer und Nordamerika, das sie von allen Europäern zuerst betreten haben; darin waren sie die Vorläufer der späteren, grossartigeren kolonialen Unternehmungen der Briten. Noch heute sind Ost-, Mittel- und West-Lothian an der schottischen Ostküste von einer Bevölkerung skandinavischen Ursprungs so reiner Rasse bewohnt, wie man sie in Bergen oder Trondhjem findet, und diese germanischen Schotten haben vielleicht die hartesten Köpfe, die es in Grossbritannien giebt, wie sie die längsten Glieder haben. Island ist von Normannen bevölkert, die sich in ihrem Freiheitssinne und ihrer Abneigung gegen Einzelherrschaft nicht in das Regiment des ersten norwegischen Königs, Harold, fügen wollten;

ihre Nachkommen bilden eine durch vielhundertjährige Isolierung rein gehaltene Rasse, die noch heute die Merkmale ihrer normannischen Vorväter erkennen lassen und die sich entwickelt haben und noch entwickeln, soweit es ihre engen Grenzen gestatten.

Noch deutlicher zeigt das anthropologische Verhalten der jüdischen Rasse, was ein Dauertypus ist. Stets hoch begabt, erfuhr sie die Zertrümmerung ihrer nationalen Existenz durch einen Feind, dessen Entwicklung zu einer ausserordentlich hohen Differenzierung auf militärischem Gebiete geführt hatte. Aber diese Zerstörung der Nation bedeutet durchaus nicht die Abschwächung der Rasse; vielmehr lässt sich das Gegenteil deutlich nachweisen, denn bis zum heutigen Tage sind die Juden mehr, als dem normalen Durchschnitt entspricht, unter Künstlern, Musikern, Forschern und Grossunternehmern vertreten, und in der englischen Handelswelt nimmt der Jude, trotz des Nachteils, den zwei wöchentliche Feiertage für ihn bedeuten, mit mehr als Durchschnittserfolg an dem Jagen nach Gewinn teil.

5.

Diese beiden Beispiele machen jedoch durchaus nicht die Annahme nötig, dass eine Rasse ohne das Dazwischenkommen politischer Kata-

strophen beständig fortschreiten oder dauernd ihre ursprünglichen Merkmale behalten wird.

Das zeigt die Geschichte Spaniens. Dieses Volk hat in einer bestimmten Epoche die leitende politische Stellung in Europa eingenommen, grosse Gebiete in Amerika und anderswo entdeckt und erobert; dann ist es aus seiner Aktivität in Lethargie und gänzlichen Mangel an Unternehmungs-Geist und -Lust versunken. Aber selbst in diesem Falle wäre es nicht richtig, einen Zustand von Greisenhaftigkeit des ganzen Volkes anzunehmen; das Greisenalter ist für das Individuum eine unentrinnbare Notwendigkeit, während der Verfall Spaniens auf Ursachen zurückzuführen ist, die vermeidbar waren und deren schädliche Wirkung schnell und sicher hätte beseitigt werden können.

Die Spanier neigen im Gegensatz zu Engländern und Franzosen zu einer unbegrenzten Kreuzung mit niederen Rassen; so hat die Kolonialbevölkerung spanischer Rasse ihr Blut verdünnt, und das konnte nicht ohne Rückwirkung auf die Bevölkerung des Mutterlandes bleiben. Dazu kommt auch noch, dass ohne allen Zweifel ein sehr grosser Teil dessen, was die Rasse an Intelligenz und unabhängiger Gesinnung besass, während der Herrschaft der Inquisition ihr entzogen und ausgemerzt worden ist. Erinnert man sich daran, dass die Inquisition zwischen 1481 und 1808 nicht weniger als

340000 Personen bestraft hat, von denen 32000 lebendig verbrannt wurden, und dass beständig Scharen der eigentlichen Vertreter geistiger Kraft und moralischer Widerstandsfähigkeit dem Lande den Rücken kehrten, so erscheint das schliessliche Ergebnis nicht mehr wunderbar.

Wenn diese Geschichtsauffassung zutrifft, so liegt hier ein Fall organischer Rassenverschlechterung vor; man darf aber nicht vergessen, dass die Ursachen dieses Prozesses einer direkten Beeinflussung und Regelung zugänglich waren und nicht, wie die zur organischen Vergreisung führenden Faktoren, universell und unbedingt wirkten.

6.

Ich glaube, man darf aus diesen geschichtlichen Beispielen schliessen, dass es für eine Rasse möglich ist, ihre wesentlichen Eigenschaften dauernd in sehr langen Zeiträumen zu bewahren, ohne zu entarten; aber diese Beispiele lassen uns doch auch vermuten, dass es für sie bestimmte Gefahren giebt, welche erkannt und vermieden werden müssen.

Wenn wir uns deshalb fragen, »ist unsere eigene Erhaltung als Rasse möglich«, so wird die Antwort lauten, dass wir unter Führung der uns zu Gebote stehenden historischen Erkenntnis auf Grund unserer besseren wissenschaftlichen Kenntnis der Natur des Menschen,

der Gesetze seiner Entwicklung und der Bedingungen seines Wohlergehens vor allen früheren Generationen bedeutende Vorteile voraus haben; wenn es dennoch zu Missgeschicken und Niedergang kommt, wird das ganz sicher nur die Folge unserer eigenen Gleichgültigkeit sein und der absichtlichen Blindheit vor klaren Thatsachen.

Es muss hier noch einmal betont werden, dass wir wohl zu unterscheiden haben zwischen Erhaltung der Rasse und Erhaltung der politischen Organisation. Es ist nicht durchaus unmöglich, dass das britische Weltreich einmal sich von Grossbritannien loslöst. Es ist ein politisches Gebilde, das durch Bande des Gefühls und durch gemeinsame Interessen zusammengehalten wird, zugleich aber auch in der Schwäche und Geduld seiner Nachbarn seine Existenzbedingungen hat. Aber das englische Volk kann seine Kolonien verlieren und sein Prestige einbüssen und doch kann die Rasse, Mann für Mann, individuell ebenso tüchtig bleiben, wie zur Zeit, wo das Weltreich und sein Ansehen begründet wurden; denn Knochen, Muskeln und Gehirn sind ein Ding, und die politische Einheit, welche die Rasse zusammenhält, ein ganz anderes.

7.

Erst wenn eine genaue Kenntnis des Individuums erreicht ist, lassen sich mit Erfolg

die Thatsachen untersuchen, die in Frage kommen, wo ein Individuum aus dem anderen, eine Generation aus der anderen hervorgeht, und wodurch die Geschichte einer Rasse aufgebaut wird. Die Thatsachen der individuellen Entwicklung sind beim Menschen wie bei den tiefer organisierten Tieren schon eingehend untersucht worden. Wir wissen viel von der Lebensgeschichte zahlreicher Arten und können angeben, welche Lebensbedingungen für eine gesunde und thätige individuelle Existenz günstig und welche schädlich dafür sind. Die Praxis hat viel von dieser Erkenntnis zur Anwendung gebracht, und ihr verdankt die edle Kunst der medizinischen Prophylaxe und Hygiene ihr Dasein, ihr erfolgreiches Ankämpfen gegen Krankheit und selbst gegen Tod. Wir haben auch viel von der längeren Geschichte der Arten erfahren, die im Lauf der Generationen das Auftreten von Veränderungen im Sinne der höheren Entwicklung oder der Rückbildung aufweist, wie sie an aufeinanderfolgenden Gruppen von Individuen zum Vorschein kommen. In neuester Zeit ergeben die Akten und Berichte der Behörden ein ungeheures Material von genauen statistischen Ermittelungen, und auf Grund desselben lässt sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt das Auftreten vieler Änderungen im anthropologischen Verhalten der Rasse unmittelbar erkennen. Allerdings sammeln diese

exakteren Ermittelungen sich nur langsam auf, denn der Mensch ist ein langlebiges Wesen und unsere Ungeduld ist gross. Wir müssen oft mehrere Generationen warten, ehe unsere Untersuchungsmethoden kleine, wenn auch wirklich wichtige Abänderungen nachweisen können. Deshalb haben die Biologen die grösste Aufmerksamkeit der Rassengeschichte niederer Tiere zugewendet, bei denen wir im Laufe kurzer Zeit viele Generationen beobachten können und deren Rassengeschichte sich in verhältnismässig kurzen Perioden verfolgen lässt. Wir sind berechtigt, die so erhaltenen Thatsachen auf die Auffassung der Geschichte menschlicher Rassen anzuwenden und sie dafür behutsam zu verwerten, denn wir müssen bebeständig und alltäglich Analogien zwischen dem Menschen und niedrig organisierten Tieren machen. Wir wissen, dass der Schlag oder die Verletzung, die uns verwundet, sie auch verwunden wird, und schliessen, dass das darauffolgende Zucken und Sich-Winden Symptome eines Schmerzes sind, den wir im gleichen Falle auch fühlen würden. Wir wissen, dass der anatomische Bau aller Tiere — und die naturwissenschaftliche Untersuchung hat unsere Erkenntnis hier gewaltig erweitert — dem unserigen in vielen Punkten ähnlich ist, und dass ihr Leben und ihre Rassengeschichte in vieler Beziehung den unseren in hohem Grade

gleichen. Die Hauptmuskeln und Nerven des Menschen finden sich beim Hunde wieder, die Hauptzüge der Entwicklung sind in beiden Fällen dieselben, und Nahrungsstoffe und Gifte haben bei beiden Wirkungen, die kaum von einander zu unterscheiden sind. Natürlich ist ein behutsames Verfahren nötig, wenn aus Beobachtungen an den Lebenserscheinungen der Tiere auf das Erscheinen ähnlicher Vorgänge im menschlichen Leben geschlossen wird. Hier ist die Gelegenheit gegeben, den höchsten Scharfsinn wissenschaftlichen Geistes zu bethätigen; wir sind Irrtümern ausgesetzt und unsere Ergebnisse sind vielleicht provisorisch und als solche zu beurteilen, aber niemand kann leugnen, dass sie in hohem Masse anregend sind und nützlich werden können. Wie die Untersuchungen auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und Physiologie von wesentlicher Bedeutung gewesen sind für ein volles Verständnis der Anatomie und Physiologie des Menschen, so erhalten die wenigen Thatsachen über die menschliche Rassenentwicklung, die wir gegenwärtig genau kennen, ihre Bedeutung erst, wenn man sie vergleicht und in Beziehung bringt mit einem ähnlichen, aber sehr viel ausgedehnteren Thatsachengebiete, dem der Rassenentwicklung im Tierreich.

Wenn wir nun wirklich eine kleine, aber beständig wachsende Menge von Material für

die Gesetze der Rassenverbesserung und Rassenverschlechterung besitzen, ist es dann nicht unseres ernstesten Studiums wert? Verdient es unsere Aufmerksamkeit nicht mindestens ebenso wie die flüchtigen politischen Tagesfragen, die so viel von unserer besten Kraft in Beschlag nehmen? Was sind denn die kleinen Parteigebilde oder gar die zeitweiligen Gruppierungen der einzelnen Individuen, die sich für irgend einen politischen Zweck bilden, neben der Gesundheit und Leistungsfähigkeit der ganzen Rasse, die wir selbst nur eine kurze Spanne Zeit vertreten, deren künftiges Wohl oder Weh wir aber doch durch den Kurs, den wir heute steuern, mitbestimmen.

8.

Der Glaube an unsere Macht, unsere und andere Rassen in bestimmter Richtung abändern zu können, ist nur der Ausdruck eines der Gedanken, welche durch die grosse Thatsache der »Entwicklung« gegeben sind; eine Thatsache, die jetzt von allen anerkannt wird, denen Zeit und Gelegenheit dazu gegeben war, den Bau heute lebender Pflanzen und Tiere in Verbindung mit der Betrachtung ausgestorbener, in der Erdkruste aufbewahrter Organismen zu erforschen. Diese Forschungen zeugen unwiderleg-

lich von jener Entwicklung von Typus zu Typus, die stufenweise zu der gegenwärtigen Phase des Pflanzen- und Tierlebens geführt hat, und von auch heute fortdauernden, nachweisbaren Veränderungen, die uns zeigen, dass diese Entwicklung bis zum heutigen Tage ihren Weg fortsetzt.

9.

Wir wissen aber nicht nur, dass Rassenveränderungen auch heute möglich und thatsächlich vorhanden sind, wir wissen ferner auch noch manches von der Methode, vermittelst welcher solche Änderungen hervorzubringen sind. Wir sind darüber so genau und vollständig unterrichtet, dass diese Erkenntnis angewandt und in allen Erörterungen über das Wohl unserer Rasse berücksichtigt werden muss. In dem Lichte, das von hier aus auf unsere Handlungen fällt, zeigt es sich nun, dass die moderne Civilisation mit all ihrer Sorge und ihren Bemühungen für das individuelle Behagen schliesslich verderblich werden muss für die, welche nach uns kommen, es sei denn, dass wir weise vorbeugen durch Massregeln, die unsere gegenwärtige Erkenntnis uns als notwendig zeigt.

Während der letzten Jahrzehnte hat die Menschheit der Natur viele ihrer Geheimnisse abgelauscht und die so erlangte Einsicht ist

darauf angewendet worden, den Menschen von den ihm drohenden Beschwerden und Krankheiten zu befreien. Die Einsicht und die Ergebnisse ihrer Anwendung sind lawinenhaft angewachsen und wachsen noch immer in riesiger Progression. Ich erinnere daran, dass jede Zone uns eine unendliche Menge und Auswahl von Nahrungsmitteln zur Verfügung stellt, die jedem Bedürfnisse und jedem verwöhnten Gaumen genügen, und wer nicht mehr verdauen kann, dem liefert das Laboratorium künstlich verdaute Nahrung. Die Erkältungskrankheiten sind durch vollendete Entwässerungssysteme, wunderbare Heizanlagen und die Einführung wollener Unterkleider an Stelle baumwollener ausserordentlich verringert worden. Erschöpfende Anstrengungen werden verboten durch besondere Gesetze, besonders in dem Falle von Beschäftigungen, in denen Überarbeitung besondere Gefahren für das individuelle Wohl mit sich bringt. Nach den erprobtesten Grundsätzen der Unterrichtsbehörden wird auch dem Widerstrebendsten, eventuell durch Strafandrohung, Erziehung und Unterricht aufgezwungen, und eine gewisse Richtung strebt selbst danach, uns, nach dem Vorgange einiger nordamerikanischer Staaten, alle nüchtern zu machen, indem sie uns alle geistigen Getränke entzieht.

Selbst die Krankheiten werden angegriffen und über die Grenze gedrängt; die Mikroben

folgen dem grossen Alk und dem Dodo in die Vergangenheit, und die Chancen, am Leben zu bleiben, wachsen beständig. Während die Vorteile früherer Civilisationen einer kleinen Minderzahl zu gute kamen, werden die Vorteile der modernen Kultur allen zu teil, ja, sie werden allen aufgezwungen.

10.

Die Forscher, welche das ganze weite Gebiet der Lebenserscheinungen im Pflanzen-, Tier- und Menschenleben umfasst haben, sind nun in seltener Einmütigkeit zu einem Ergebnis gelangt, welches anzudeuten scheint, dass wir zwar das Individuum während seines Lebens in seinen körperlichen und geistigen Anlagen fördern können, dass aber diese Förderung nicht merklich seinem Nachkömmling zu gute kommt; dass die Nachkommen vielmehr ganz an derselben Stelle wieder anfangen müssen, wie ihre Erzeuger. Diese These betont also energisch, dass Eltern nur in höchst eingeschränktem Masse die Förderung vererben können, welche sie selbst in ihrer körperlichen und geistigen Konstitution erworben haben, jedenfalls bei weitem nicht so sicher, wie die Börse, die ihr Fleiss gefüllt hat.

Wenn diese Anschauung richtig ist, so wird die Wirkung einer gesunden Umgebung niemals für sich allein eine kräftige Rasse hervorbringen, der Einfluss eines Unterrichts- und Erziehungssystems, so vollendet es sein mag, wird nie eine Rasse von Thoren zu Vätern einer Rasse von Weisen machen. Weil individuell erworbene Eigenschaften nicht erblich sind, muss die Arbeit des individuellen Fortschritts in jeder Generation von Neuem beginnen, denn der gewonnene Boden geht immer wieder verloren, und ein Rassenfortschritt, der nur auf die Vererbung des Erworbenen allein gegründet wäre, müsste unermesslich langsam sein.

Rassenveränderung, sei es Verbesserung oder Entartung, wird, wie die Biologie behauptet, durch den Prozess der sogenannten *Auslese* herbeigeführt, d. h. durch den Tod oder die Kinderlosigkeit gewisser Individuen der Rasse, unter Überleben der übrigen Individuen. Wenn diese Schar Überlebender aus organisch höher stehenden Individuen besteht, so wird die nächste Generation, die ihre Eigenschaften nur von ihnen ererbt hat, selbst organisch höher stehen, und es wird so zu einer Rassenverbesserung kommen. Wenn diese Doktrin wahr ist, so folgt daraus, dass alle unsere Bemühungen für das Wohl der Gesamtheit nutzlos sind, wenn wir nicht darauf zu halten bereit sind, dass jede neue Generation von Kindern

das Produkt der Besten unter uns heute Lebenden ist. Es kann somit selbst unter den gegenwärtigen, eine bessere hygienische Erziehung und ethische Leitung gewährleistenden Verhältnissen sehr wohl dazu kommen, dass die Rasse schlechter wird, und vom Standpunkte des Biologen ist das selbst sehr wahrscheinlich und zu erwarten. Unsere heutige Philanthropie ist somit vielleicht sehr wenig angebracht; deshalb ist es unsere Pflicht, die ganze Situation sehr sorgfältig zu untersuchen.

Zunächst ist eine kritische Erörterung der Gründe erforderlich, welche gegen die Erblichkeit erworbener Eigenschaften sprechen, wenn die Auslese in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt und in ihrer Stellung als bei weitem wichtigster Faktor der Rassenveränderung verstanden werden soll; dann ist der Mensch in seiner Beziehung zu seinem modernen Milieu zu betrachten, um zu einer Bestimmung darüber zu gelangen, inwieweit dieses schliesslich wahrhaft fördernd wirkt und in welcher Weise dasselbe im Sinne der Besserung und des Fortschreitens der Rassenentwicklung etwa zu modifizieren wäre.

ZWEITES KAPITEL

DER BIOLOGISCHE STANDPUNKT

1.

Ich will in diesem Kapitel näher auf die biologischen Entdeckungen eingehen, die sich auf die Rassenveränderung und die darauf hinwirkenden Bedingungen beziehen.

Ehe DARWIN und WALLACE 1858 fast gleichzeitig mit ihrem *Gesetze der natürlichen Auslese* (*natural selection*) hervortraten, herrschte in der Biologie der Glaube an die Vererbungstheorie von LAMARCK, die in England HERBERT SPENCER zu ihrem bedeutendsten Vertreter hatte. LAMARCK hat seine Gedanken kurz in dem folgenden Satze zusammengefasst: »Alles, was die Natur die Individuen hat gewinnen oder verlieren lassen unter dem Einfluss von Umständen, denen ihre Rasse eine Zeit lang ausgesetzt war, und somit infolge des vorwiegenden Gebrauchs gewisser Organe oder aber des Ausfalles des Gebrauchs bestimmter Teile, das erhält sie durch Vererbung für die neuen Individuen, die von

ihnen hervorgebracht werden, vorausgesetzt, dass die erworbenen Veränderungen beiden Geschlechtern oder den unmittelbaren Vorfahren dieser neuen Individuen angehören«. Diese Anschauung ist populär geworden und ausserhalb des Kreises der Neo-Darwinisten die herrschende; aber gerade gegen sie wendet sich der Angriff und die Kritik dieser neuen Schule.

Lamarck würde die Langhalsigkeit der Giraffe durch die Annahme erklärt haben, dass in ferner Vergangenheit ihre Vorfahren ebenso kurzhalsig waren wie andere Tiere, dass sie aber ihren Hals durch Abäsen hoher Bäume geübt hat, dass er infolge des vielen Streckens sich verlängert hat und dass diese Verlängerung durch Vererbung übertragen worden ist, wenn auch nur in kaum merklichen Abstufungen von einer Generation zur anderen, bis schliesslich die heute vorhandene Form und Länge des Teils erreicht war. Lamarck würde bereitwillig den modernen Pädagogen zugestimmt haben, die glauben, dass ein Mann, der sich berufsmässig geistig beschäftigt, Kinder mit besseren Köpfen hat als ein Soldat oder ein berufsmässiger Cricketspieler.

In der Lamarck'schen Vererbungstheorie stecken zwei Ideen, erstens: dass während des individuellen Lebens neue Eigenschaften durch den Einfluss der Umgebung erworben werden können, und zweitens: dass diese neuen Eigenschaften auf die Nachkommen übertragen werden

und mit der Zeit ausgesprochene Veränderungen der Rasse hervorrufen können. Die erste Idee ist zweifellos wahr und durchaus unbestritten. Die Körperform des Soldaten, des Schreibers, des Pflügers und des Athleten haben ihr bestimmtes, eigentümliches Gepräge; die Schwiele, die sich in der Hohlhand des Handwerkers, und die Muskulatur, die sich am Arme des Grobschmieds entwickelt, sind allgemein bekannte Thatsachen. Aber die andere Idee, die Annahme der Erblichkeit dieser erworbenen Eigenschaften, ist jetzt ernsthaft angefochten und in Frage gestellt worden.

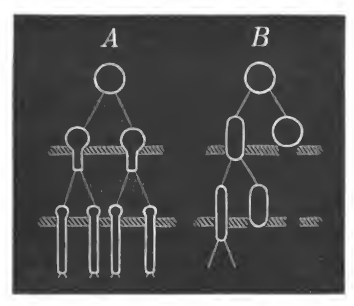
2.

Das Gesetz der Auslese, welches Darwin und Wallace aufgestellt haben, kann in folgende Fassung gebracht werden: »Nicht zwei Nachkommen eines Elternpaares sind einander völlig gleich, ja, sie unterscheiden sich thatsächlich oft in hohem Masse. Unter den Bedingungen, in denen sie leben, wird ein Teil der Nachkommenschaft einen Vorteil gegenüber dem Rest haben, der von angeborenen Eigentümlichkeiten abhängt; da mehr Nachkommenschaft erzeugt wird, als jemals am Leben bleiben kann, werden diejenigen, welche am besten in ihre Umgebung passen, eine bessere Aussicht dafür haben, am Leben zu bleiben. Diese werden

in grösserer Zahl die Rasse fortpflanzen und ihre angeborenen Eigenschaften auf die Rasse übertragen, so dass es zu einer allmählichen Ausmerzung der weniger passenden Individuen kommt«.

Den eben im Sinne LAMARCK's besprochenen Fall der Giraffe würden DARWIN und WALLACE folgendermassen auffassen: Wie LAMARCK nehmen sie an, dass die Ahnen der Giraffe kurzhalsig waren, aber die später auftretende Verlängerung des Halses würden sie anders erklären. Sie würden als selbstverständlich annehmen, dass es Zeiten giebt, in denen Gras und Laub knapp ist, dass kurzhalsige Tiere bald Gras und Gebüsch abgeweidet haben würden, dass aber die höheren Büsche und Bäume Tieren, die höher hinauflangen, noch Nahrung gewähren würden. Unter den Ahnen der Giraffe würden in solchen Zeiten die mit den längsten Hälsen einen Vorteil voraus haben vor den übrigen, die in grosser Zahl aussterben würden. Die langhalsigen Tiere, die besser in ihre Umgebung passten, würden die angeborene Eigenschaft der Langhalsigkeit fortpflanzen; aus der nächsten Generation würden wiederum die langhalsigsten überleben u. s. f. Die Schule der DARWIN und WALLACE folgenden Denker würde, wie ich glaube, gern zugeben, dass es möglich wäre, durch eine sorgfältige Erziehung die geistigen Eigenschaften der Rasse zu verbessern; aber sie würde zeigen, dass diese Verbesse-

rung nur unter der Voraussetzung stattfinden könnte, dass das Erziehungssystem kluge Männer und Frauen in Stand setzen würde, ein besseres Einkommen zu verdienen, früh zu heiraten und grosse Familien zu haben, während die unintelligenten und stupiden wenige Kinder in die Welt setzen — ein Verhältnis, das heute durchaus noch nicht die Regel ist.



Das Diagramm soll erläutern: A. Die Vererbung erworbener Eigenschaften. B. Die Abänderung des Rassentypus durch natürliche Auslese. In A hat ein Individuum von rundlichen Formen zwei Kinder. Das Milieu ist durch ein Sieb dargestellt, das sie passieren müssen. Dadurch, dass sie das erleben, werden sie dünner, vererben diese dünne Form auf ihre Kinder, und so geht es weiter. In B hat ein Erzeuger von runden Proportionen zwei Kinder, die von einander verschieden sind, ein dickes und ein dünnes. Das dicke kann nicht durch die Oeffnungen im Sieb hindurch, aber das dünne passiert es und hat Kinder, die wieder von einander verschieden sind, während die dünnen Vorteile voraus haben.

Das Gesetz der natürlichen Auslese enthält nun drei Ideen: erstens, dass innerhalb der Nachkommenschaft derselben Familie angeborene Variationen vorkommen; zweitens, dass diese verschieden gearteten, in einem Medium, dessen Zustände im ganzen für alle Individuen gleichartig und gemeinsam sind, lebenden Nachkommen teils mit Vorteilen, teils mit Nachteilen ihre Laufbahn im Leben beginnen, und dass von denen, die im Vorteile sind, eine grössere Zahl dazu gelangen und danach streben wird, Nachkommen zu erzeugen; drittens, dass diese — angeborenen, nicht erworbenen — Variationen wahrscheinlich erblich sind. Dass zwischen jungen Hunden oder Katzen eines Wurfs Verschiedenheiten in Körperform, Intelligenz und Charakter bestehen, das weiss jeder, der Haustiere gehalten hat, aus der alltäglichen Erfahrung, und dass ebenso ausgesprochene Verschiedenheiten in menschlichen Familien vorkommen, weiss jeder, der Brüder und Schwestern hat. Selbst Zwillinge können ganz verschieden ausfallen, und von den Siamesischen Zwillingen heisst es, ihre letzten Lebensjahre wären infolge ihrer entgegengesetzten Sympathien im Nordamerikanischen Bürgerkriege recht unbehaglich gewesen. Offenbar können diese Variationen für ihre Besitzer von Vorteil oder von Nachteil sein, und bei Tieren und Pflanzen, denen keine Gesellschaft Krücken und Stützen giebt, können

diese Abweichungen für das Überleben entscheidend werden und müssen es nicht selten. Um die rücksichtslose Wirkung der Naturzüchtung, wie wir sie bei den niederen Tieren finden, zu beleuchten, bedarf es nur der Feststellung der oft enormen Zahl ihrer Nachkommen und dann der Erwägung, dass die Zahl der Individuen einer Art innerhalb eines bestimmten Bezirks lange Zeit unverändert bleibt; der von den Eltern eingenommene Platz wird durch ein jüngeres Paar ausgefüllt, und der ganze Überschuss der Nachkommenschaft über dieses eine Paar muss der Not und den Schädlichkeiten der Umgebung erlegen sein.

Um ein konkretes Beispiel aus tausenden herauszugreifen, wollen wir den Fall des Steinadlers nehmen, den WEISMANN in seiner Arbeit über die *Dauer des Lebens* erwähnt. Er sagt:[1] »Setzen wir die durchschnittliche Lebensdauer des Steinadlers auf 60 Jahre, seine Jugendzeit — sie ist nicht genau bekannt — auf 10 Jahre und lassen wir ihn zwei Eier jährlich hervorbringen, so würde also ein Paar in 50 Jahren 100 Eier legen, von denen aber nur 2 wieder zu erwachsenen Vögeln heranwüchsen; ein Adlerpaar würde also durchschnittlich nur alle 50 Jahre dazu gelangen, ein Paar Junge gross zu ziehen. Diese Berechnung wird eher hinter der Wahrheit zurückbleiben, als sie

---

[1] WEISMANN *Aufsätze über Vererbung*, Jena 1892, p. 15.

übertreiben; sie genügt aber, um klar zu machen, dass in der That die Zerstörung der Brut eine sehr hohe Ziffer erreichen muss«.

Die meisten meiner Leser werden wohl mit dem Verhalten der Hauskatze mehr vertraut sein als mit dem des Steinadlers. Die Katze hat ihren ersten Wurf von 3—4 Jungen, noch ehe sie ein Jahr alt ist. Ihre fruchtbare Zeit dauert etwa 8 Jahre und während derselben kommt es jährlich einmal zu einem Wurfe von mindestens 4 Jungen. Im Durchschnitte wird also eine Katze bei niedriger Schätzung mindestens 32 Junge werfen und kann es erleben, Ur-ur-ur-ur-ur-ur-grossmutter zu werden; jedoch merken wir in der Stadt oder auf dem Lande nirgends etwas von einer so beunruhigenden Vermehrung der Katzen. Ihre Zahl bleibt ständig dieselbe, dank der so enormen Zerstörung ihrer Brut. Wie enorm sich eine Tierart vermehrt, wenn die Umgebung sich einmal eine Zeit lang günstig gestaltet, das haben in den letzten Jahren die Farmer des schottischen Unterlandes erfahren, deren Felder mehrere Jahre hindurch von Scharen der kurzschwänzigen Feldmaus verwüstet worden sind, nachdem die natürlichen Feinde derselben, Habichte, Katzen und Wiesel, weggeschossen oder weggefangen worden waren.

Der Kampf ums Dasein unter wilden Naturvölkern muss ausserordentlich hart sein. Ganze

Rassen kommen und gehen und die Überlebenden fallen Entbehrungen, Krankheiten oder natürlichen Feinden zum Opfer, bis der Weisse mit seinem besseren Gehirn und seiner höheren Anpassungsfähigkeit auf den Schauplatz tritt.

3.

Der dritte in dem Gesetze der Naturzüchtung enthaltene Gedanke, der, dass die angeborenen Abänderungen erblich sind, ist gleichfalls eine Thatsache, die allgemein angenommen wird, nicht nur von modernen Biologen, sondern von allen, die ihrer alltäglichen Beobachtung und Erfahrung vertrauen. »Das Kind hat das Temperament des Vaters« oder »die Augen der Mutter«, das sind die Bemerkungen, die man in jeder Kinderstube hört, während die unzähligen Fälle der Vererbung überzähliger Finger oder hängender Augenlider dasselbe in noch frappierender Weise zeigen.

Die Naturzüchtung ist also mehr als ein blosses unbewiesenes Hirngespinst, das Gesetz ist eine Feststellung von Thatsachen und zwar von solchen, die so augenfällig wirklich sind, dass sie jetzt allgemein zugegeben werden nicht nur von Specialforschern, sondern von den meisten gebildeten und intelligenten Menschen. Malthus hat es erkannt und zum Teil

auch seine Tragweite gewürdigt und, wie eine seiner Bemerkungen zeigt, räumt er darin sogar die Priorität FRANKLIN ein.[1] Schon 1813 ist der Gedanke, wie ROMANES bemerkt,[2] ferner von WELLS gefasst worden, 1831 von PATRICK MATTHEW, und es ist nur zu verwundern, dass andere Denker an einem so augenfälligen Phänomen achtlos vorübergehen konnten.

4.

Die Naturzüchtung wird nun zwar als ein Faktor für die Hervorbringung von Rassenveränderungen von fast jedem gut unterrichteten Biologen anerkannt, aber es giebt unter den Naturforschern doch auch noch solche, welche dem Vorgange einer Vererbung erworbener Eigenschaften im Sinne LAMARCK's eine gewisse Bedeutung lassen wollen. Sie leugnen nicht, dass der Naturzüchtung bei weitem die meisten ganz deutlichen Rassenveränderungen zuzuschreiben sind und dass laut Erfahrung und Experiment die Auslese der wichtigste Faktor für die Entstehung einer neuen Tier- oder Pflanzenvarietät ist. Sie nehmen aber gern an, dass daneben doch auch noch eine Vererbung erworbener

[1] FRANKLIN's *Miscellany*, p. 9.

[2] G. J. ROMANES, *Darwin und nach Darwin*, I. Bd., p. 296, Leipzig 1892.

Eigenschaften eine Rolle spielt, die erst nach Verlauf mehrerer Generationen merklich wird. Darwin selbst meinte, dass dies der Fall wäre; er hielt daran fest, dass gewisse Rasseneigentümlichkeiten daher kämen, dass die Einwirkung der Umgebung auf die Eltern durch die Vererbung eine Veränderung ihrer Nachkommenschaft hervorriefe. In seinem grossen Werke *Über das Variieren der Tiere und Pflanzen*[1] zählt er mehrere Veränderungen dieser Art auf. Dieselben können in zwei Klassen geteilt werden: erstens Instinkte und Gewohnheiten; zweitens Ergebnisse des Gebrauches oder des Nichtgebrauches. Darwin glaubte, dass die Begabung von Pferden und Hunden für die Dressur und specielle Arten derselben, dass das zahme Verhalten der Kaninchen und anderer Haustiere dem direkten und dann vererbten Einflusse der Berührung mit dem Menschen zuzuschreiben wären. Er glaubte, dass die zahme Ente deshalb so viel stärkere Beine und kleinere Flügel hätte als die Wildente, weil die Wirkungen des Gebrauches und des Nichtgebrauches der Extremitäten sich vererbt hätten.

Darwin hat jedoch, wie Huxley[2] ausführt, in seinen letzten Schriften immer weniger Nachdruck auf die Vererbung erworbener Eigen-

---

[1] II, Kap. 27.
[2] Charles Darwin's *Life and Letters*, II, p. 14.

schaften gelegt, und in der letzten Auflage von *Ursprung der Arten* scheint er geneigt, sie ganz fallen zu lassen und dieselbe Stellung ihr gegenüber anzunehmen, wie die Hauptvertreter der Neu-Darwinistischen Schule, GALTON und WEISMANN. Er sagt dort (l. c., p. 117 f.): »Wenn unter veränderten Lebensbedingungen ein früher nützlicher Teil weniger nützlich wird, so wird seine Verringerung begünstigt werden, denn es entspricht dem Nutzen des Individuums, seine Nahrung nicht zum Aufbau nutzloser Teile verschwendet zu sehen. So wird, wie ich glaube, die Naturzüchtung auf die Dauer jeden Teil des Organismus zu reduzieren streben, sobald er infolge veränderter Lebensführung überflüssig wird«.

Ganz wie DARWIN selbst später immer mehr Nachdruck auf die Wichtigkeit der natürlichen Auslese legte und immer weniger auf die Vererbung erworbener Eigenschaften, sind die Biologen überhaupt in derselben Richtung fortgeschritten. Man kann wohl, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, sagen, dass die wichtigste nach DARWIN's Tode von den Biologen gethane Arbeit in der Ausrottung der meisten Lehren LAMARCK's bestanden hat, welche DARWIN anfangs, wenn auch nicht ohne jeden Rückhalt, selbst vertreten hat. Die Biologen von heute sind darwinistischer als DARWIN und erklären aus DARWIN's Lehre von der Naturzüchtung

auch die Fälle, welche Darwin selbst für schwer erklärbar hielt.

5.

Unter diesen Biologen sind die hervorragendsten, die eigentlichen Pioniere, Galton und Weismann; es ist ganz wunderbar, dass diese beiden Forscher, der eine in England, der andere in Deutschland, ganz unabhängig von einander zu denselben Schlüssen hinsichtlich der Nichtvererbung erworbener Eigenschaften gelangt sind und darauf hingewiesen haben, dass die Thatsachen der Entwicklung einen unmittelbaren Übergang der Vererbungssubstanz von einer Generation zur anderen erkennen lassen, eine vollkommen intakte Aufbewahrung derselben im Körper des Erzeugers bis zu ihrer Abgabe bei der Zeugung, und die Unmöglichkeit, dass dieselbe durch Veränderungen, welche andere Bestandteile des elterlichen Organismus treffen, beeinflusst werden könne. Es ist höchst interessant, zu sehen, wie bei diesen beiden Forschern der typisch deutsche und der typisch englische Geist in ihrer eigentümlichen Art der Arbeit zur Geltung kommen, um so mehr, als der Vergleich zwischen ihnen wohl für beide Nationalitäten gleich schmeichelhaft ausfallen muss; damit ist die Bedeutung

von gleichlautenden Resultaten, die von so verschiedenen Individualitäten erreicht worden sind, erst ganz erkennbar.

Galton ist zuerst an die Öffentlichkeit getreten und hat schon im Jahre 1876 den folgenden klaren und inhaltreichen Satz aufgestellt:[1] »Aus den genannten Gründen ergiebt sich der Schluss, dass wir sehr behutsam sein müssen in der Annahme der Möglichkeit einer Einwirkung der Organzellen auf die Geschlechtselemente überhaupt und sicher sein können, dass sie das höchstens in einem sehr geringen Grade thun, mit anderen Worten: dass erworbene Eigenschaften kaum, wenn überhaupt jemals, erblich im richtigen Sinne des Wortes sind«. Dreizehn Jahre später[2] drückt er sich im wesentlichen in demselben Sinne aus. Ein unermüdlicher Forscher, besonders in der Thatsachenmasse der Vererbung beim Menschen, fasst er kurz eine seiner wichtigsten allgemeinen Errungenschaften ungefähr so zusammen wie in dem oben citierten Satze. Damit sagt er alles, was ihm die Thatsachen zu behaupten gestatten.

Weismann hat 1882[3] Zweifel darüber geäussert, ob es irgend einen Beweis dafür giebt,

---

[1] *Journal of the Anthropological Institute*, V, p. 344—347.

[2] *Natural Inheritance*, 1889, p. 14.

[3] *Studien zur Descendenztheorie*, 1882.

dass erworbene Eigenschaften vererbt werden; er führt aus, dass die theoretische Vorstellung von der Variation als einer Reaktion des Organismus auf äussere Einflüsse noch nicht auf dem Wege des Experiments als zutreffend bewiesen ist.

Unsere Experimente wären gegenüber den feinen, zwei Individuen unterscheidenden Differenzen noch zu roh, und die Erreichung klarer Ergebnisse würde noch dadurch erschwert, dass ein Teil der individuellen Unterschiede immer von der Vererbung abhinge, sodass es oft äusserst schwierig, ja absolut unmöglich wäre, die ererbten von den erworbenen Variationen zu unterscheiden.

Später hat WEISMANN in einer langen Reihe wichtiger Monographien [1] seine tiefen und umfassenden Kenntnisse auf dem Gebiete der vergleichenden Morphologie und der Gewohnheiten und Lebensweise zahlloser Tiere und Pflanzen dazu benutzt, zu zeigen, dass viele der von DARWIN als zweifelhaft behandelten Fälle einfach aus Naturzüchtung erklärt werden können, und ein grosses Beweismaterial zur Begründung des Satzes zusammengebracht, dass experimentell hervorgerufene erworbene Eigenschaften nicht vererbt werden.

---

[1] Gesammelt 1892 unter dem Titel: *Aufsätze über Vererbung und verwandte Fragen* (Jena, Gustav Fischer).

Diese Monographien sind ungemein tief und interessant und werden auf viele Jahre hinaus Stoff zum Nachdenken geben; aber es ist nicht zu verkennen, dass WEISMANN allmählich zu hochgetürmten Spekulationen gelangt ist, deren thatsächliche Grundlagen recht wenig fest sind. Eine Neigung zu solchen spekulativen Betrachtungen findet sich auch in seinen früheren Schriften, aber in seinen letzten Arbeiten, besonders in dem Werke über das Keimplasma[1], erdrückt der spekulative Teil alles übrige.

Da jeder, der sich für die Vererbung interessiert, seine Arbeiten wohl mit dem grössten Interesse lesen wird, habe ich in einem Anhange zu dieser Schrift darzulegen versucht, inwieweit Teile seiner Werke mehr als spekulative wie als haltbare oder auch nur provisorisch hypothetische Verallgemeinerungen zu gelten haben, und was daraus somit bei der Untersuchung einer praktischen Frage wie die uns hier vorliegende ganz und gar übergangen werden kann.

6.

Indessen darf man die praktische Bedeutung der von GALTON und WEISMANN geförderten Resultate nicht unterschätzen; was die Nicht-

[1] *Das Keimplasma, eine Theorie der Vererbung,* Jena 1893.

erblichkeit erworbener Eigenschaften betrifft, so haben, das darf man wohl sagen, die allermeisten modernen Forscher bereits ihren Anschluss an die Anschauungen der beiden berühmten Biologen zu erkennen gegeben.

Aber wir leben in einer Zeit, in welcher blosse Autorität keinen sehr hohen Kurs mehr hat, und wir haben das Recht, Thatsachen zu verlangen. Der Punkt, den wir ganz besonders in Frage stellen müssen, ist einer, über den Darwin oft Zweifel und Ungewissheit ausgedrückt hat. So wichtig die Rolle der Naturzüchtung sein mag, so neige ich doch zu der Annahme, dass die Übertragung erworbener Eigenschaften auch stattfindet, wenigstens in einiger Ausdehnung. Bei dem Versuche, diese Frage direkt an der Hand der Thatsachen zu entscheiden, kann man zwei Wege der Untersuchung einschlagen. Man kann erstens jeden einzelnen Fall einer Rassenveränderung, der Entstehung neuer oder abweichender Teile, der Entwicklung eines neuen Instinktes oder der Entartung oder des Verlustes von Teilen oder Instinkten, die in einer früheren Phase vorhanden waren, untersuchen.

Wenn wir in jedem Falle keinen Anlass haben, die Naturzüchtung auszuschliessen, und wenn in jedem der direkten Beobachtung oder dem Experiment zugänglichen Falle die Naturzüchtung der nächstliegende und offenkundigste Faktor ist, dann ist die Annahme kaum zu er-

schüttern, dass die Rassenveränderung durch Naturzüchtung und nicht durch die Vererbung erworbener Eigenschaften verursacht worden ist.

Zweitens kann man die Erwerbung einer neuen Eigenschaft künstlich herbeiführen und feststellen, ob sie vererbt wird; ist das nicht der Fall, dann ist die allgemeine Wirkung dieser Art von Vererbung sehr zweifelhaft geworden.

7.

Auf beiden Wegen, die wir soeben angedeutet haben, sind Galton und Weismann ihrem Probleme nachgegangen, und wir können nun eine ungefähre Skizze ihrer Beweisführung geben. Darwin war im Stande gewesen, in durchaus befriedigender Weise die Entwicklung vieler Typen und Varietäten als Ergebnis blosser Auslese zu erklären, wenn auch manche Fälle, bei denen es sich um Vererbung der Folgen von Gebrauch und Nichtgebrauch zu handeln schien, ihn manchmal zu Zweifeln veranlassten. Weismann hat diese Form der Vererbung angefochten und gezeigt, dass — wie Darwin selbst glaubte — solche Fälle lediglich durch Naturzüchtung erklärt werden können. Die Thatsache, dass ein Glied oder Organ der Rasse ihr im Daseinskampfe von Nutzen ist,

wird dazu führen, dass die mit einem solchen Organe in kräftigem Zustande geborenen Individuen überleben, und sie werden dann ihrerseits wieder ebenso oder noch mehr begünstigte Wesen erzeugen, an welchen der Prozess der Auslese nun weitergehen kann. Man darf vor der Wirksamkeit der Naturzüchtung in solchen Fällen nicht die Augen schliessen; wir haben keine Veranlassung zu sagen, ein Teil dieses Resultates müsse eine andere Ursache haben.

In den Fällen, wo Organe nutzlos werden und schliesslich im Laufe der Generationen verschwinden, wird die Wirkung der Naturzüchtung ihr Verschwinden hinlänglich erklären.

Wie Darwin selbst ausgeführt hat, ist ein nutzloses Organ ein Ausgabeposten und eine Quelle des Verlustes für das Kapital des Organismus; es verbraucht Blut und seine Ernährung absorbiert etwas von der Gesamtmasse der Energie, welche der Organismus besitzt. Die Richtigkeit dieser Behauptung lässt sich mit der Schärfe des Experiments beweisen; ich erinnere an das nach Amputationen eines Gliedes eintretende kompensatorische Wachstum des übrigen Körpers oder an die Vergrösserung der einen Lunge oder Niere nach Erkrankung oder Entfernung der anderen. In Fällen, wo ein Organ nutzlos wird, haben Diejenigen, bei denen es nur schlecht entwickelt ist und die

deshalb andere und nützliche Teile in vollerer Entwicklung besitzen, einen entschiedenen Vorteil über Diejenigen, welche mit einem voll entwickelten, aber nutzlosen Organ geboren sind. So erklärt sich die geringe Grösse der Flügel der zahmen Ente verglichen mit denen der Wildente, eine Erscheinung, welche Darwin ohne die Annahme der Vererbung des Nichtgebrauches und seiner Wirkung für kaum erklärlich hielt. In dieser Weise können wir das Auftreten der noch viel kleineren Flügel des Strausses und des Apteryx erklären; ebenso erklärt sich die Blindheit des Kentucky'schen Höhlenfisches und das rudimentäre Auge des Maulwurfes.

In diesem Sinne kann man den lebenden Organismus mit einem Individuum vergleichen, das von seinem Kapitale weniger für andere Zwecke übrig hat, wenn es sein Geld vorwiegend in einer bestimmten Richtung verausgabt. So kann man also ein grosses Bein um den Preis der Kleinheit des Armes erhalten oder ein feines Ohr um den Preis einer geringeren Schärfe der Sehkraft.

Wenden wir uns nun zu der Frage der vermeintlichen Vererbung erworbener Instinkte und Gewohnheiten, so lassen sich manche unter ihnen durch das Princip der Auslese erklären, zumal solche, welche Darwin Schwierigkeiten machten. So ist die Zahmheit von Kaninchen, Katzen und Hunden, also von Tieren, welche

der Domestikation zahlloser Generationen hindurch unterworfen sind, nicht unbedingt durch die Annahme zu erklären, dass die Ergebnisse der Dressur erblich sind. Denn es ist leicht zu begreifen, dass die gegen die Autorität des Menschen am heftigsten widerstrebenden Tiere, über haupt die am schwersten zu behandelnden vom Züchter beiseite gelassen worden sind und keinen Schutz vor Ausrottung gefunden haben, während gelehrige Tiere aufmerksam behandelt wurden und so in die Lage kamen, heranzureifen und ihre Rasse fortzupflanzen. Dass diese Auslese auch heute noch fortdauert, ist ganz unverkennbar; als Beispiel nenne ich die bösen Hunde, die beständig ausgerottet, und die Haushunde und Schosstiere, die noch immer aus den gelehrigen und den gutartigen Tieren ausgelesen werden. Ein Hund, der diese guten Eigenschaften nicht besitzt, findet weder in der Stadt noch auf dem Lande eine Existenz, und so hat sich durch anhaltende Ausrottung der unfreundlichen Individuen allmählich der Freund des Menschen entwickelt.

8.

Wenden wir uns nun den Fällen zu, in welchen Eigenschaften erworben oder dem Individuum künstlich aufgeprägt werden können,

so lässt sich kein einziges zuverlässiges Beispiel anführen, wo eine Vererbung derselben stattfindet. Jahrtausende hindurch haben Juden und andere semitische Völker den männlichen Neugeborenen Verstümmelungen beigebracht; trotzdem muss die Operation immer wieder vorgenommen werden, denn der entfernte Teil erscheint an dem Neugeborenen von heute ganz ebenso wie in der frühesten Zeit der Geschichte dieser Rasse. Gewissen Formen von Hund und Schaf sind viele Generationen hindurch systematisch immer die Schwänze abgeschnitten worden, und doch werden die Jungen mit ebenso langen Schwänzen geboren wie andere Formen. Die chinesischen Frauen haben seit unvordenklicher Zeit ihre Füsse komprimiert, und doch werden chinesische Kinder noch mit grossen Füssen geboren und müssen die Tortur der Kompression von neuem erdulden. Noch wichtiger, — denn hier handelt es sich um ein Organ von höchster Bedeutung — ist der Fall eines indianischen Stammes, der im frühesten Alter die Köpfe künstlich abflacht, so dass nicht nur der Schädel, sondern auch das Gehirn eine völlig andere Form erhält; und doch werden hier die Kinder mit runden Köpfen geboren; die Verunstaltung wird nicht vererbt.

Man wird wohl einräumen, dass dieses Beweismaterial ziemlich kräftig ist, und es ist begreiflich, dass es in weiten Kreisen

überzeugt hat, obgleich es erst so spät dem denkenden Teile des Publikums zugänglich geworden ist.

9.

Der Körper einer Pflanze oder eines Tieres besteht aus kleinen lebenden Körperchen, welche Zellen genannt werden und meist mikroskopisch klein sind. Sie haben innerhalb gewisser Grenzen eine Existenz für sich, aber sie sind auf einander geschichtet, etwa wie die Ziegel und Steine eines Hauses, um so den Körper zu bilden. Alle Zellen werden vom Blut und der Lymphe aus ernährt und manche stehen durch Stränge verbindender Substanz, die sogenannten Nerven, mit einander in Zusammenhang; alle Zellen sind Abkömmlinge eines und desselben befruchteten Eies, des Ergebnisses der Verschmelzung einer väterlichen mit einer mütterlichen Sexualzelle. Unter den Zellen des Körpers finden sich in besonderen Organen die Sexualzellen aufbewahrt, gleichfalls vom Blute aus ernährt, aber ohne Nervenverbindung mit anderen Geweben des Körpers.

10.

Es liegt nun kein Grund zu der Annahme vor, dass diese in dem Körper der Eltern auf-

bewahrten Sexualzellen durch eine Veränderung in den Muskel- oder Nervenzellen des Elters beeinflusst werden können, ausser wenn die primäre Veränderung in irgend einer Weise auf das Blut, den gemeinsamen Träger der Ernährung, einwirkt. Aber das Blut ist, wie man heute erkannt hat, nur der Träger von Nährstoffen und Sauerstoff und ein Schwemmapparat für aufgebrauchte Stoffwechselbestandteile. Es gleicht einem Strom, der mit Korn beladene Schiffe für die Ernährung einer grossen Stadt trägt, eine weitere Bedeutung hat es nicht zu beanspruchen. Das Leben, die Energie, die Konstitution des Körpers ist die Summe des Lebens, der Kräfte und der Konstitutionen der Zellen, wenn diese auch ein Bedürfnis nach Nährstoffen aus gesundem Blute haben, ganz wie das Leben einer Stadt die Summe der Leben ihrer Bürger ist, die der im Korne enthaltenen Nährstoffe bedürfen.

II.

Nehmen wir nun an, dass ein Mann von gesunder Durchschnittskonstitution im Laufe seines Lebens durch einen Unfall oder eine Krankheit eine Veränderung an seinem rechten Arm erwirbt, so liegt kein Grund zu der Annahme vor, dass dadurch die Sexualzellen

eher als irgend welche andere Zellen im Organismus in Mitleidenschaft gezogen werden sollten. Wenn dagegen die örtliche Veränderung am Arme zugleich das Blut affizieren sollte, etwa durch Entziehung seiner Nährstoffe oder durch Abscheidung schädlicher Substanzen in dasselbe, dann ist eine Beeinflussung aller übrigen Zellen des Körpers möglich. Dafür giebt es viele Beispiele, so wenn das Blut und die ganze Konstitution nach einer anfangs ganz lokalen Primäraffektion mit ergriffen werden und wenn infolge dessen das Haar ausfällt oder Streifen und Unregelmässigkeiten an den Nägeln auftreten.

In diesen Fällen können die Sexualzellen infolge von Nahrungsmangel leiden oder durch eine giftige Substanz geschädigt werden und somit eine weniger kräftige, vielleicht eine kranke oder missgebildete Nachkommenschaft hervorbringen; aber sie werden nicht die Tendenz haben, an dem Nachkommen dieselbe primäre örtliche Affektion zu entwickeln, die das allgemeine Leiden des Erzeugers hervorrief. Jedoch bleiben, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, die Sexualzellen gewöhnlich unbeeinflusst, und selbst die gefährlichsten erworbenen konstitutionellen Krankheiten lassen an ihnen keine Spur ihres Verlaufs zurück. Sieht man von dem bemerkenswerten Beispiele der Syphilis ab, so ist es thatsächlich schwer, ein Beispiel aufzuweisen, wo eine erworbene

allgemeine Störung des Blutes im Organismus des Akömmlings irgend eine Spur hinterlässt, und es ist ein Glück, dass es so ist.

Manches scheint für die Möglichkeit zu sprechen, das Wachstum von Pflanzen und Tieren durch ungenügende Nahrung zu hemmen und dadurch alle Zellen des Körpers in ihrer Grösse zu reduzieren, darunter auch die Sexualzellen, sodass dieselben in der nächsten Generation kleine Individuen hervorbringen. Dass dies aber thatsächlich der Fall ist, dafür giebt es bei Tieren keine sicheren Beweise, höchstens ein paar Beobachtungen, wie die von DE QUATREFAGES, dass normannische Pferde in dem weniger fruchtbaren Hügellande der Bretagne deutlich kleiner werden, schon in 3 Generationen.

In England findet man grosse Pferde in den Niederungen, kleine Pferde und Ponies in den hügeligen Bezirken von Wales und Schottland. Aber in einem Hügellande sind kleine Pferderassen offenbar so nützlich und ebenso stark gebaute Pferde in der Ebene, dass gegenüber der Thatsache, dass Pferde Jahrhunderte lang mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des Menschen gezüchtet worden sind, die von QUATREFAGES angeführten Thatsachen in ihrer Beweiskraft angezweifelt werden müssen, um so mehr, als der Nachweis des Ausschlusses jeder Kreuzung zwischen der Normannischen und Bretagnischen Rasse nicht erbracht ist. Andererseits hat es

ganz den Anschein, als könnte man Pflanzen durch Wahl des Klimas und des Bodens in zwerghafte Varietäten umwandeln, deren Samen kleine Pflanzen ergeben. Die sehr leichten und ungeschützten Bodenarten auf den Höhen des englischen Hügellandes sind mit zwerghaften Varietäten der grösseren Pflanzen bedeckt, die in der anstossenden Ebene üppig wuchern; ein klassischer Fall, der hierher gehört, ist der von Lemaire erwähnte piemontesische Hanf, der auf dem weniger günstigen Boden Frankreichs zu einer kleineren Varietät wird, die nach 2 oder 3 Generationen nur noch die Hälfte ihrer früheren Grösse hat. Wieweit man in dem Hervorrufen von Zwergwuchs bei Pflanzen gehen kann, zeigt der Fall jener Conifere, welche die Japaner während ihres hundertjährigen Wachstums zwingen, ein unansehnlicher Busch zu bleiben, einfach dadurch, dass sie den Boden so knapp bemessen, dass die Pflanze gerade noch vor dem Verhungern geschützt ist, und durch Kappen der Zweige und Wurzeln.[1]

Es steht also mit ziemlicher Sicherheit fest, dass jeder Mann und jedes Weib einen Vorrat von Sexualzellen besitzen, welche unmittelbar von den Sexualzellen herstammen, aus denen sie selbst sich entwickelt haben. Diese gleichen im wesentlichen alle den ursprünglichen Zellen,

---

[1] D'Orbigny's *Dictionary*.

zeigen aber unter einander kleinere Unterschiede und entwickeln sich ihrerseits zu Produkten, von welchen nie zwei einander gleich sind. Diese im väterlichen oder mütterlichen Organismus aufgehobenen Sexualzellen werden durch die Erlebnisse dieses Körpers nicht beeinflusst, ausser vielleicht in einigen wenigen Fällen, in welchen das ganze System des Körpers mit dem Blute verarmt, mit Alkohol gesättigt, von pathogenen Bakterien infiziert ist, welche vielleicht in manchen Fällen die Keimzellen unmittelbar angreifen.

12.

Naturforscher entschliessen sich oft nur schwer dazu, etwas als Wahrheit anzuerkennen, und es giebt nicht ganz wenige Beispiele dafür, dass im Volke verbreitete wertvolle Kenntnisse — die vielleicht ganz empirisch gefunden waren — schliesslich von den Gelehrten anerkannt worden sind.

Die praktische Anwendung vieler biologischen Beziehungen ist Jahrhunderte hindurch von Züchtern und Tierpflegern gemacht worden. Die verschiedenen Tierrassen sind vom Menschen gezüchtet worden, nicht durch neue Ventilationsmethoden für Viehställe oder durch Fütterung mit irgend einem neuen Patentmittel, sondern durch Auswahl derjenigen Individuen,

welche den Zwecken des Züchters am passendsten erschienen für die Paarung. Derjenige Hengst, der am meisten einem Windhunde ähnelte, wurde zur Zucht von Rennpferden bestimmt; dasjenige Schwein, das am meisten einer Tonne glich, und die Kuh, welche Milch und Fleisch im günstigsten Verhältnis gab, wurden dauernd gehalten. Der Gärtner produziert die hunderte von neuen Varietäten, die jedes Jahr auf den Markt kommen, indem er von den zufällig auftretenden neuen Formen den Samen aufhebt und verwendet, und solch neue Formen treten immer wieder von selbst auf. Er steigert den Wert seines Bestandes, indem er nur von den besten Formen Sämlinge zieht.

Nicht nur die Gelehrten, sondern auch die Züchter, die ohne alle theoretische Voreingenommenheit Abänderungen an neuen Tier- und Pflanzengenerationen hervorzurufen suchen, sprechen sich einmütig dahin aus, dass die Auslese der einzige oder doch der mächtigste Faktor ist bei der Entstehung von Rassenveränderungen. Bisher sind diese Erfahrungen gar nicht oder doch nie umfassend für die Frage der Rassenverbesserung beim Menschen verwertet worden. Die Menschen stehen noch zu sehr unter dem Einflusse der alten anthropozentrischen Vorstellungen; sie betrachten den Menschen für sich allein, unter seinen eigenen besonderen Gesetzen und scheuen vor dem

Versuche, die deutlichen Analogien zwischen seinem Leben und dem der niederen Tiere zu untersuchen. Bei der kleinen Schar derer, die selbständig denken, findet man aber diese Haltung nicht mehr, und täglich gewinnen weitere und gesundere Anschauungen mehr Boden.

In weiteren Kreisen mag wohl auch ein falsches Zartgefühl von der Erörterung der Rassenveränderung abhalten, oder vielmehr die Scheu, die sich so leicht einstellt, wenn ein ungewöhnliches Thema zur Erörterung kommt.

In England lacht man über die Amerikanerin, die aus übertriebener Prüderie nicht von den Beinen eines Klaviers spricht, aber dafür zieht man der Erörterung an anderen Orten allzu enge, unüberschreitbare Grenzen. Wie es kein Thema giebt, aus dem eine unreine Gesinnung nicht Stoff für sich nehmen könnte, so giebt es kein dem Bereiche der Natur und ihrer Gesetze entnommenes Thema, das nicht völlig unbefangen in Angriff genommen werden könnte. Sobald man sich darüber klar ist, dass die hier behandelte Frage nicht nur unser grösstes Interesse verdient, sondern dass sie nur mit dem grössten Vorteil öffentlich und privatim erörtert werden kann, wird man sich auch daran gewöhnen, sie ganz sachlich und unbefangen zu betrachten.

DRITTES KAPITEL

URSACHEN UND ANZEICHEN KÖRPERLICHEN NIEDERGANGES

I.

Wir haben im letzten Kapitel gesehen, dass Naturzüchtung ein mächtiger und augenfälliger Faktor für das Zustandekommen von Veränderungen der Rassen ist, dass aber für die Vererbung erworbener Eigenschaften nur schwache und zumeist anfechtbare Gründe sprechen. Ein Mensch — Mann oder Weib — kann in seinem Leben allen möglichen wechselnden Einflüssen ausgesetzt gewesen sein, ohne dass die Eigenschaften der Kinder dadurch irgendwie beeinflusst werden, von den Fällen abgesehen, wo es sich um Verarmung oder Vergiftung des Blutes handelt, wodurch eine Abschwächung der Keimzellen herbeigeführt wird. Diese Erkenntnis ist nicht etwa nur durch Untersuchungen an niederen Tieren erlangt worden, sondern die meisten Forscher auf diesem Gebiete haben den Menschen im Auge gehabt

und manche, so vor allen MALTHUS und GALTON, haben sich fast ausschliesslich auf den Menschen beschränkt. Wir werden in diesem Kapitel sehen, wie diese allgemeinen Vorstellungen durch Erfahrungen auf dem Gebiete der Pathologie bestätigt werden und welchen Einfluss die modernen Methoden, mit welchen kränkliche und schwächliche Individuen behandelt werden, auf die Rasse ausüben. Der moderne Mensch hat als Individuum mancherlei Vorteile vor den Geschlechtern, die ihm vorausgegangen sind; wir verdanken der unermüdlichen Thatkraft unserer Vorfahren unsere entwickelten Verkehrswege, die in Litteratur und Kunst aufgehäuften wunderbaren Genussmöglichkeiten u. s. w. u. s. w.; aber unter allen diesen Vorteilen giebt es keine ausgeprägteren als die, welche wir den wissenschaftlichen Forschern auf medizinischem Gebiete verdanken, deren Funde in ihrer heutigen Anwendung auch schwächlicheren Individuen eine Möglichkeit gegeben, ein Leben und ein Glück zu besitzen, das ihnen früher versagt geblieben wäre.

2.

Die Worte *mederi* = heilen, *medicus* = der Heiler und *medicina* = Heilmittel zeigen ziemlich klar, dass in der Vorzeit der Arzt und seine Stellung mit einem gewissen Aberglauben

betrachtet wurde; die Arzte aber fangen neuerdings selbst an, einigermassen an ihrer Fähigkeit zu zweifeln, Krankheiten, die sich einmal eingenistet haben, zu heilen. Die zunehmende wissenschaftliche Einsicht und Schärfe des professionellen Blickes lassen die Grenzen dieses Vermögens deutlicher erkennen, und wo man früher mit vollstem Vertrauen eine Salzlösung oder eine Kräuterabkochung verabreichte, hält man heute damit zurück. Aber mit dieser skeptischen Haltung gegenüber der eigenen Macht zu heilen, hat sich zugleich eine sehr genaue und sichere Kenntnis der Mittel der Verhütung eingefunden, und die Präventivmedizin hat angefangen, auf Krankheits- und Sterblichkeitsziffer einen Einfluss auszuüben, der in der Geschichte der Menschheit einzig dasteht. Für jeden Einzelnen von uns als Individuum ist die veränderte und gesundere Umgebung ein Vorteil, aber es ist doch der Erwägung wert, ob wir es als Volk und Rasse infolge dieser Veränderungen auf die Dauer besser haben, oder ob wir etwa durch diesen individuellen Vorteil die Kraft und Stärke der Rasse gefährden.

3.

Nirgends hat die medizinische Prophylaxe grössere Triumphe gefeiert als in der Aus-

rottung gewisser Organismen, die in den menschlichen Körper eindringen und dort fieberhafte Prozesse, wie Pocken, Masern, Unterleibstyphus und viele andere, hervorrufen können. Gegenwärtig ist zwar noch keiner dieser Mikroben völlig ausgerottet, aber sie sind in vielen Fällen auf entlegene Winkel der Erde beschränkt worden, und in anderen Fällen kennt man die ihrer Entwicklung günstigen Bedingungen und ihre Fortpflanzungsweise so genau, dass ihre Entfernung planmässig und erfolgreich betrieben wird, und dass infolge davon eine Krankheit wie die Pocken, die einst an der Spitze der gefürchteten Gefahren für die Gesundheit stand, heute nicht mehr zu den Dingen gehört, die das Mutterherz ängstigen; Pyämie und Wochenbettfieber, die noch vor zwanzig Jahren in den Hospitälern furchtbar aufräumten, kommen heute nur noch da vor, wo eine schuldbare und strafwürdige Nachlässigkeit vorliegt.

4.

Eine kurze Betrachtung dieser Krankheiten würde sich hier verlohnen und uns zeigen, dass ihr tiefgehender Eingriff in den Organismus in den meisten Fällen gar keinen Einfluss auf die Keimzellen ausübt, dass sie thatsächlich ausser

Stande sind, im Körper eine Veränderung hervorzurufen, die erblich übertragen wird. Wir können dabei ferner erfahren, dass sie eine Rassenveränderung auf dem Wege der Auslese hervorrufen können und dadurch eine grosse Bedeutung für die Rasse haben.

Die pathogenen Mikro-Organismen zeigen sehr verschiedene Formen, und jede dieser Formen ist imstande, eine besondere, eigenartige Störung hervorzurufen. Die eine Art ruft einen Prozess hervor, den wir Pocken nennen, eine andere die als Cholera bekannte Störung und so fort. In den meisten dieser krankhaften Zustände ist nun höchst merkwürdigerweise zwar die Zusammensetzung des Blutes sehr erheblich verändert, sehr viele Gewebe sind ernsthaft ergriffen und in ihrer Zusammensetzung gestört, aber diese Veränderungen sind glücklicherweise ganz vorübergehend, und wenn der Krankheitsanfall abgelaufen ist, zeigt nur noch ein Zeichen, dass der Organismus sich nicht mehr in ganz demselben Zustande befindet wie vor der Erkrankung. Dieses Zeichen besteht darin, dass der Körper nunmehr auf die Dauer oder auf sehr lange Zeit unempfänglich ist für eine neue Infektion durch den Mikro-Organismus der überstandenen Krankheit.

Diese durch eine frühere Erkrankung erworbene *Immunität* hat durch Metschnikow eine merkwürdige und interessante Erklärung

erfahren. Er hat gezeigt, dass ein Heer kleiner Zellen, die sogenannten Phagocyten, die im Blute und in den Geweben wandern, imstande sind, gegen pathogene Mikroben zum Angriffe überzugehen und die gefährlichen Eindringlinge nach einem Kampfe zu töten. In diesem Kampfe unterliegen jedoch die schwächeren Individuen unter den Phagocyten, während die im Körper des Rekonvalescenten lebendig übrig bleibenden Zellen dieser Kategorie dauernd die Kraft besitzen, dem besonderen Mikroben, der vor Beginn der Krankheit eingedrungen war, anzugreifen und zu vernichten. Die infolge dieser Auslese überlebenden Phagocyten und ihre diese Zähigkeit und Widerstandsfähigkeit teilenden Nachkommen im Organismus können nun einen neuen Einfall desselben Feindes von vornherein abwehren. Diese erworbene Immunität, die einzige dauernde Folge des Krankheitsanfalles, giebt somit keinen Grund zu der Annahme, dass die Muskel- und Hirnzellen des Körpers irgendwie verändert oder dass die Keimzellen in irgend einer Weise durch denselben beeinflusst worden seien, denn die Immunität ist einfach durch Auslese innerhalb der Schar der Phagocyten bedingt.

Die Keimzellen gehen in den allermeisten Fällen ganz frei aus, und in dem Organismus des Kindes findet sich keinerlei Anzeichen dafür, dass sein Vater oder seine Mutter an Masern

oder Scharlach gelitten haben. Man könnte im ersten Augenblick dem gegenüber einzuwenden geneigt sein, dass wir zwar an keinem sichtbaren äusseren Zeichen das Kind, dessen Vater an Scharlach oder Masern gelitten hat, erkennen, dass das Kind aber doch in einer bestimmten Rücksicht eine Eigentümlichkeit besitzt, nämlich darin, dass es eine gewisse Immunität gegen diese Krankheiten hat. Man könnte dafür die vielen Beispiele anführen, in denen eine fieberhafte Infektionskrankheit in ein bisher davon freies Land eingeschleppt worden ist und furchtbare Verwüstungen angerichtet hat (so Masern und Pocken in Amerika kurz nach den ersten europäischen Entdeckungsreisen), während das mildere Auftreten derselben in Ländern, wo diese Krankheiten heimisch sind, beweisen würde, dass ihre Einwohner eine gewisse Immunität besitzen und auf ihre Kinder übertragen. So hat z. B. auch die Negerbevölkerung von Sierra Leone eine Malariasterblichkeit von nur 2,4 p. mille, während die der weissen Ansiedler 470 p. mille beträgt,[1] und daraufhin könnte man behaupten, die schwarze Rasse hätte eine erworbene Immunität von ihren Vorfahren ererbt.

---

[1] Billing, *Text-book of the Theory and Praxis of Medicine*, p. 8.

Aber derartige Fälle, welche anscheinend Beispiele einer vererbten Immunität darstellen, sind einer anderen und viel einfacheren Erklärung zugänglich. Nie sind zwei Kinder desselben Elternpaares einander in Haarfarbe, Körperform, Temperament u. s. w. vollkommen gleich und auch in ihrer Fähigkeit, der Infektion zugänglich zu sein und ihr zu widerstehen, werden sie stets Unterschiede zeigen. Somit wird eine Epidemie von infektiösem Fieber ihre Opfer immer unter denjenigen aussuchen, welche durch ihre Organisation dazu veranlagt sind, ihr zur Beute zu fallen, während die übrig bleibenden, die von Natur eine grössere Widerstandsfähigkeit besitzen, nicht nur die Gefahr bestehen, sondern auch darauf rechnen können, eine Nachkommenschaft zu haben, die ihre Widerstandsfähigkeit geerbt hat.

5.

Aus dem eben Gesagten ergiebt sich, dass Rassen, welche Epidemien einer bestimmten akuten Infektionskrankheit ausgesetzt sind, unter dem Einfluss des Mikro-Organismus derselben einer Auslese unterliegen, und dass die Überlebenden aus besonders widerstandsfähigem Material gemacht sind. Es ist vielleicht nicht sehr schmeichelhaft, die Engländer von heute

als ein Ausleseprodukt der Mikro-Organismen von Masern, Scharlach, Pocken u. s. w. zu betrachten, aber diese Anschauung drängt sich mit zwingender Gewalt auf, wenn wir die Widerstandsfähigkeit der englischen Nation gegen diese Krankheiten mit der der Eingeborenen von Centralafrika oder der der wilden Indianerstämme Amerikas vergleichen, die nie einer solchen Auslese unterworfen worden sind und beim ersten Einbrechen derartiger Krankheiten fast bis zur Ausrottung hingerafft werden.

Ein gewöhnlicher Anfall von Masern, Keuchhusten, Scharlach, Typhus oder Fleckfieber lässt also nach seinem Ablaufe die Gewebe des Körpers ebenso gesund und kräftig zurück, wie sie vorher waren; das ist auch geradezu eine notwendige Voraussetzung für die Erhaltung der menschlichen Rasse, die sonst unter der beständigen Gefahr der Invasion durch alle diese Krankheitserreger kaum möglich gewesen wäre. Die völlige Ausrottung dieser Krankheiten wird gewiss der Gemeinschaft unzählige Leben erhalten, die ihrerseits zu neuer Rassenbildung führen werden; aber sehr viele von den so erhaltenen Individuen werden zu den schwächeren, wenig widerstandsfähigen Mitgliedern der Gemeinschaft gehören, und ihre Erhaltung wird die Rasse nicht kräftiger machen. Im Gegenteil ist es wahrscheinlich, dass wir als Rasse dafür werden büssen müssen, Krank-

heiten verdrängt und damit schwächeren Individuen das Weiterleben und die Vererbung ihrer schwächlichen Konstitution ermöglicht zu haben. Dass dies gegenwärtig der Fall ist, will ich gleich kurz ausführen.

6.

Es giebt gewisse Mikro-Organismen, die neben ihrem abändernden Einflusse auf das Blut tiefe und dauernde Spuren in den Geweben des Körpers zurücklassen; zu ihnen gehören vor allem die Lepra- und die Syphilisbacillen.

Die furchtbaren Verwüstungen, welche der Leprabacillus anrichtet, kann man sich nur dann klar vorstellen, wenn man die Aussätzigen-Häuser besucht, die heute glücklicherweise nur noch in Norwegen und an einem oder zwei anderen Orten in Europa zu finden sind. Aber selbst diese tiefgreifenden Prozesse scheinen merkwürdigerweise nicht bis zu den Keimzellen zu reichen, und die furchtbare Seuche wird nicht von Eltern auf Kinder vererbt. [1]

Der Aussatz ist eine Krankheit des mittelalterlichen, nicht des modernen Europa und wir brauchen seine Bedeutung für Rassenabänderung nicht eingehender zu untersuchen; es genügt,

---

[1] *Report of Leprosy-Commission in India*, 1890—91.

wenn wir sagen, dass er trotz seiner scheusslichen Aussenseite als ein Freund des Menschengeschlechtes betrachtet werden muss; denn während der Typhusbacillus jeden gesunden und in gesunder Umgebung lebenden Menschen anfallen kann, wuchert der Leprabacillus in Menschen, welche unter Bedingungen leben, unter denen eine gesunde und starke Rasse sich unmöglich entwickeln kann, und die an sich einen schwächenden Einfluss ausüben müssen. Der Aussatz räumt in Hungerdistrikten mit der Bevölkerung auf, und die Rasse rekrutiert sich zu ihrem eigenen Vorteil aus günstiger gelegenen und gesünderen Distrikten.

Was nun die Syphilis betrifft, so ruft ihr Bacillus schwere und oft bleibende Gewebsveränderungen hervor, und ihr Einfluss kann zweifelsohne sich auch auf die Nachkommenschaft des Kranken erstrecken. Viele Forscher erklären diese weitergreifende Wirkung aus der Übertragung des Bacillus selbst vom elterlichen Organismus aus auf das sich entwickelnde Ei. Dass derartiges nicht unmöglich ist, zeigt die Beobachtung von Fällen der epidemischen Seidenraupenkrankheit, bei der man die Pilzsporen im Ei der Seidenwurmmotte findet. Diese Sporen entwickeln sich später und greifen das Gewebe der Raupe an. Wahrscheinlich liegen die Dinge bei der Vererbung der Syphilis ebenso, denn ein syphilitisches Kind kann

später beim Saugen die Mutter oder die Amme anstecken. Andere Fälle dieser Krankheit lassen sich aber nicht ganz so einfach erklären, man muss vielmehr annehmen, dass die Keimzellen selbst, noch während sie im elterlichen Organismus verweilen, affiziert werden, denn nach einem längeren Zeitraume wird die Krankheit selbst nicht mehr durch Vater oder Mutter übertragbar, und ein in dieser Zeit geborenes Kind ist zwar krank, hat aber kein ansteckendes Leiden und kann die, welche es pflegen, nicht infizieren. Dann existieren, wie man aus guten Gründen annehmen kann, im Körper des Erzeugers keine specifischen Bacillen oder Keime mehr, und man hat es nur mit den mehr oder weniger bleibenden Veränderungen in den Keimzellen zu thun, die früher während und infolge des Verweilens der Bacillen im elterlichen Körper entstanden sind. Die während dieser Periode geborenen Kinder sind oft schlecht genährt, tragen unverkennbare Zeichen von Kränklichkeit und neigen zu nervösen und anderen Leiden.

Wir stehen hier also zum ersten Male vor klaren Beweisen dafür, dass eine zweifellos erworbene Krankheit vererbt wird, und dass diese Vererbung in manchen Fällen auf einer direkten Veränderung der Keimzellen durch den Einfluss eines Mikro-Organismus beruht. Der Bacillus der Syphilis gleicht, zum Unterschiede von dem

der Lepra, dem Mikroben der Masern darin, dass er in gesundem Blute und Gewebe wuchert; er affiziert die Starken ebenso wie die Schwachen, und wenn die Schwachen ihm leicht erliegen, kommen doch die Starken und Kräftigen eher in die Lage, ihn zu erwerben. Syphilis wirkt somit nicht auslesend wie Aussatz und deshalb und wegen ihrer Erblichkeit ist sie mit Bestimmtheit als für den Rassenfortschritt schädlich zu betrachten.

7.

Vor wenigen Jahren hat man erst ermittelt, dass die Erscheinungen der Schwindsucht und der Scrofulose von einem Mikroben, dem Tuberkelbacillus, hervorgerufen worden. Aber es ist wahrscheinlich, dass dieser Bacillus in den Geweben eines gesunden und kräftigen Menschen nicht existieren oder doch nicht wuchern kann; wir haben wohl alle oft Tuberkelbacillen im Munde oder im Magen gehabt, und obgleich sie unserem Magensafte viel besser Widerstand leisten als viele andere Mikroben, hat er doch nicht in unser Blut oder unsere Lymphgefässe übergehen können. Sehr energisch wird das von Dr. Woodhead [1] betont; er

[1] *Bacteria and their Products*, p. 230.

sagt: »Eine vollkommen gesunde Person, die in Beziehung auf Ernährung, frische Luft und körperliche Bewegung unter günstigen Bedingungen lebt, wird von dem Tuberkelbacillus nie mit Erfolg angegriffen, denn ihre aktiven und kräftigen Gewebszellen sind vollkommen imstande, jeden Bacillus zu zerstören, der ihr in Schlund, Lungen oder Darmkanal eindringt«.

Anscheinend wird ein bestimmter individueller Typus leichter eine Beute dieser Mikroben, während das normale Individuum, selbst wenn es durch ungünstige äussere Umstände geschwächt ist, viel weniger leicht zum Opfer fällt. LAUDER BRUNTON[1] bemerkt hierüber: »Man trifft immer wieder Mitglieder von zur Schwindsucht neigenden Familien, die der Krankheit entgehen, wenn sie unter Bedingungen leben, unter denen der Tuberkelbacillus zu fehlen pflegt. Andererseits inhalieren gewisse Personen, wie Krankenpflegerinnen u. dgl., wahrscheinlich viele Bacillen und werden doch nicht von der Krankheit ergriffen. Im ersteren Falle beruht das Freibleiben wahrscheinlich auf dem Fehlen von Keimen, trotz einer der Erkrankung günstigen Beschaffenheit des Nährbodens, im zweiten Falle beruht es auf der Unempfänglichkeit des Bodens trotz der Gegenwart zahlreicher Keime«.

---

[1] *Introduction into Modern Therapeutics*, 1892, p. 15.

Wo eine unverkennbare Vererbung der Schwindsucht vorliegt, da müssen wir an eine Erblichkeit des Typus, nicht der Krankheit denken. Dieser Typus findet sich fast nur bei Personen aus Familien, die dem Tuberkelbacillus leicht zur Beute fallen, und er ist durch viele charakteristische Merkmale an Haut und Haar, Zügen, Körperform und Temperament gekennzeichnet.

Phthisiker neigen zu manchen anderen Krankheiten, so zu Anfällen von Lungen- und Luftröhrenentzündung, und neben ihrer Widerstandslosigkeit gegen den Tuberkelbacillus sind sie nicht nur ungeeignet für den Kampf ums Dasein, sondern sie sind auch besonders dazu veranlagt, kränkliche Kinder mit all den Defekten in die Welt zu setzen, an welchen sie selbst leiden, und so ihr Elend zu vervielfältigen.

Zur Schwindsucht veranlagte Personen haben viel Anziehendes an sich; dazu gehört die Zartheit und der Reichtum ihrer Haar- und Hautfarbe, ihr häufig lebhaftes und blendendes Wesen und nicht am wenigsten ihre unverkennbar zarte Organisation, welche Mitleid und den Wunsch, sie zu beschützen und zu pflegen, weckt. Deshalb finden sie leicht Gelegenheit, sich zu verheiraten und sind zugleich in der Regel recht fruchtbar. GALTON [1]

---

[1] *Natural Inheritance,* p. 182.

sagt hierüber: »Es ist zweifelhaft, ob eine Gruppe junger Leute, die zum Tode an Schwindsucht prädestiniert sind, nicht ebensoviel für die künftige Bevölkerung beitragen werden, wie eine andere gleich grosse Gruppe, deren Mitglieder an anderen Krankheiten sterben werden«. Nun ist dieser Typus in England sehr häufig, er scheint eine angeborene Varietät darzustellen, zu der unsere Rasse hinzuneigen scheint. Wenn der Tuberkelbacillus ganz ausgerottet wäre, so würden offenbar die Individuen dieses Typus, die auch unter den heutigen Verhältnissen dazu gelangen, ihre reichliche Quote zur Bevölkerung beizutragen, einen erheblich grösseren Beitrag dazu liefern, und damit würde die Verbreitung des Typus sehr zunehmen. Er ist aber, von seiner Empfänglichkeit für den Tuberkelbacillus abgesehen, sehr zart, gebrechlich und zu manchen anderen Leiden disponiert, und wenn man ihn im Kampfe ums Dasein irgendwie bevorzugte, würde die Folge davon die Gefährdung der Zukunft unserer Rasse sein. Als man vor einigen Jahren im Besitze eines Heilmittels gegen Tuberkulose zu sein glaubte, brachte man dem Entdecker des Mittels mit Recht und natürlich wohlverdiente Huldigungen; wäre nun der Glaube der sanguinischeren Beobachter an die Wirksamkeit dieses Mittels bestätigt worden, so könnte man nur mit ernster Besorgnis an die Leiden und Nachteile denken,

die der mit jeder Generation erfolgenden Zunahme des phthisischen Typus hätten folgen müssen.

8.

Es mag hart klingen, es ist aber deshalb nicht weniger wahr, dass der Tuberkelbacillus ein Freund unserer Rasse ist, denn er wuchert in keinem gesunden Manne oder Weibe, sondern nur in schwächlichen Personen. Er ähnelt darin, aber auch nur darin, dem Leprabacillus, denn der Aussatz ergreift jede unter bestimmten antihygienischen Bedingungen lebende Person. Sind diese Bedingungen beseitigt — wie das in den europäischen Kulturländern längst geschehen ist — so verschwindet der Leprabacillus; er hat dann seine Schuldigkeit gethan, wie die ausgestorbenen Pflanzen- und Tierarten, deren Spuren nur noch in Gesteinsabdrücken zu finden sind.

Der Tuberkelbacillus dagegen greift Personen eines Habitus an, den man nicht nur unter den Armen, Schlechtgenährten und ungünstig Gestellten findet, sondern auch unter den behaglich Lebenden. Die Tuberkulose ist eine Krankheit aller Klassen, und wenn man auch in gut ventilierten Räumen lebt und allen Vorschriften der Gesundheitspflege folgt, kann man doch den Habitus besitzen, der dazu prä-

destiniert, ein Opfer der Phthise zu werden. Es ist ganz sicher, dass dieser Habitus immer vertreten sein wird, auch unter der günstigsten Gestaltung der äusseren Lebensverhältnisse. Ja, wenn man dem Typus durch Verhütung der Infektion mit Tuberkelbacillen oder durch Hinausschieben des Zeitpunktes der Infektion bessere Chancen des Überlebens gewährt, als er heute besitzt, wird er mit jeder neuen Generation an Verbreitung zunehmen.

Die vorausgehende kurze Betrachtung der Infektionskrankheiten zeigt ziemlich deutlich, dass manche der sie hervorrufenden Mikro-Organismen, so der Tuberkelbacillus, nur in ungesundem menschlichen Gewebe wuchern, während die meisten derselben viel leichter die Schwachen als die Starken ums Leben bringen. Sie sind in natürlicher Konsequenz dieser ihrer Wirkung viel mehr Freunde als Feinde unserer Rasse, und wenn wir ernsthaft daran gehen, ihren selektiven Einfluss, d. h. die Beseitigung der Schwachen und die Erhaltung der Starken, aufzuheben, müssen wir einen neuen, ebenso mächtigen Faktor der Auslese einführen, oder die Rasse muss einer Verschlechterung entgegengehen. Was dafür in der Zukunft geschehen kann und was heutzutage für uns in dieser Richtung opportun ist, wird in einem späteren Kapitel eingehend erörtert werden; ich will aber schon hier bemerken, dass neben unseren

Bemühungen, diese Krankheiten zu verhüten, Bestrebungen notwendig sind, welche die Mitwirkung der socialen Gefühle dafür zu gewinnen haben, künftiges Leiden dadurch zu vermeiden, dass die Auslese zur Ehe die Erzeugung der künftigen Generation durch die Gesundesten und Besten der gegenwärtigen Generation sicher stelle. Da die Auslese der Hauptfaktor der Rassenveränderung ist, müssen wir die Auslese durch die Mikroben ersetzen durch bewusste und planmässige Zuchtwahl.

Wir kennen eine grosse Zahl von Krankheiten, als deren Hauptursache irgend eine angeborene, der Familie eigentümliche Anlage zu betrachten ist. Einige dieser Leiden, wie Diabetes, Hämophilie und ein paar andere, sind relativ selten und können in dieser kurzen Skizze übergangen werden; andere, wie Krebs und konstitutionelle Schwäche der Atmungs- und Verdauungsorgane, ferner die Geistesstörungen sind so häufig, dass sie unsere grösste Aufmerksamkeit verdienen. Von dem Wesen der Krebsbildung wissen wir noch so wenig, dass ich diese Frage beiseite lasse. Für die angeborene Schwäche bestimmter Organsysteme giebt es viele Beispiele, so eine zarte Beschaffenheit der Schleimhäute des Atmungs- und des Verdauungsapparates, ererbte Eigentümlichkeiten der Stoffassimilation (z. B. Gicht und Fettsucht), kurz, angeborene Schwäche

und Zartheit aller Art, die den, welcher sie an sich trägt, in seinem Kampfe mit den Faktoren seiner Umgebung, welcher Art sie auch sein mögen, ungünstig stellen.

Es giebt kaum eine Familie, die sich rühmen könnte, ganz frei von jeder konstitutionellen Anlage zu sein, und unter den Kindern gewisser Familien, in denen derartige Anlagen deutlich sind, lassen einzelne immer mehr davon erkennen, als die Mehrzahl. In Zeiten der Kälte, ungenügender und schwer verdaulicher Ernährung, Not, Entbehrung etc. gehen diese schwächeren Kinder zu Grunde, und so bleiben zur Fortpflanzung der Familie die stärkeren Individuen zur Verfügung. Innerhalb gewisser Grenzen verhindern Kälte, grobe Ernährung und Strapazen durchaus nicht die Entwicklung starker Körper, denn so schädlich sie auch für Schwächlinge sind, härten und stählen sie die Stärkeren, und grobe, aber nahrhafte Speisen liefern ihnen Spannkräfte und stärken ihre Verdauungsorgane. Die besten Rassen sind unter Not und Strapazen entstanden. Der »abgehärtete Älpler« ist sprichwörtlich geworden, und ein Blick auf den schottischen Unterländer zeigt, dass sein Stamm Jahrhunderte lang dem Einfluss von Hafermus und frischem Ostwind ausgesetzt gewesen ist.

Aber unsere heutige Kultur bedingt eine schnelle Beseitigung der auslesenden Faktoren,

welche früher die Kraft der Rassen zur Entwicklung gebracht haben. Wie wir gleich sehen werden, ist durch zunehmende Ausbildung der Kranken- und Säuglingspflege die Sterblichkeit in den ersten Kindesjahren erstaunlich verringert worden; Verbesserungen der Mittel der Aufziehung, Ersatz der Baumwolle durch Flanell und Wollstoffe und die Verabreichung neuer, zum Teil künstlich verdauter Nährmittel sichern schwächlichen Kindern mehr Chancen, am Leben zu bleiben, und sie überstehen viel leichter als früher die ersten gefährlichen Jahre. Dann findet das Kind, mit früheren Zuständen verglichen, neue günstige Chancen, denn die Infektionskrankheiten werden innerhalb gewisser Grenzen gehalten, und es hat weniger von ihnen zu fürchten. So bleibt es am Leben und gelangt zu völliger Reife, um auch dann noch, wie eine Treibhauspflanze, vor Gefahren und Strapazen geschützt zu sein, denen die Rasse früher schutzlos ausgesetzt war. Es bleibt am Leben, um die Durchschnittsqualität der Väter und Mütter der nächsten jungen Generation erheblich zu verschlechtern.

Die zunehmende Erhaltung schwächlicher Kinder hat eine Zunahme der künftigen Lebensdauer der Neugeborenen bedingt, und diese Vergrösserung der wahrscheinlichen Lebensdauer wird oft und sehr mit Recht als Beweis der verbesserten Lebensverhältnisse der Massen

angeführt. Jede Verbesserung der öffentlichen hygienischen Verhältnisse bedeutet, wie wir gesehen haben, vor allem einen Vorteil für die Schwächlichen, und die grössere wahrscheinliche Lebensdauer besteht auf Grund einer Herabsetzung der Durchschnittsstärke der Konstitution oder der angeborenen Gesundheit der Rasse, denn heute lebt eine grössere Zahl schwächlicher und kränklicher Individuen unter uns, leidet eine grössere Zahl von ersteren an tuberkulösen, skrofulösen und anderen Anlagen als in früherer Zeit, und diese und andere Anlagen gehen auf unsere Kinder über.

Bisher haben wir gesehen, was sich logischerweise aus unseren biologischen Prämissen ergiebt; aber es wäre meiner Meinung nach auch möglich, an der Hand der Statistik zu zeigen, dass bereits eine sehr merkliche Rassenverschlechterung Platz gegriffen hat.

9.

Durch Prüfung der Angaben des bevölkerungsstatischen Amtes (*Reports of the Registrar General*) werden wir eine ziemlich vollständige Kenntnis der Todesfälle infolge von Krankheiten, Unglücksfällen, Altersschwäche etc. erhalten, die in den letzten 30—40 Jahren vorgefallen sind.

Auf Tafel 17 des 54sten Berichtes sind die jährlichen Sterbeziffern aus verschiedenen Ursachen pro Million Einwohner angegeben und für den Zeitraum von 1858—1890 in Gruppen von je 5 Jahren zusammengefasst. Wir haben es also mit einem dreissigjährigen Zeitraum zu thun, und selbst innerhalb dieser Zeit ist eine Veränderung dieser Verhältnisse unverkennbar. Ich habe die grössere Zahl der in der genannten Tafel 17 gegebenen Thatsachen in der folgenden Tabelle (S. 76) zusammengestellt, um diejenigen Punkte, um welche es sich hier handelt, möglichst deutlich zu machen. Die erste Gruppe umfasst die Krankheiten, welche durch Mikro-Organismen verursacht werden, und in den letzten Jahren ist eine sehr bedeutende Abnahme dieser Krankheiten unverkennbar. Phthise und Scrofulose, welche zusammen eine Untergruppe bilden, nehmen an dieser Abnahme teil. In der zweiten Gruppe finden sich Krankheiten, welche zumeist auf Sorglosigkeit, Unbedachtsamkeit, Nachlässigkeit und Unwissenheit zuückzuführen sind, wie Konvulsionen, Erkrankungen während der Zahnperiode und des Wochenbettes und polizeilich gemeldete Unfälle. Auch diese nehmen, wie sich erwarten liess, jährlich in einem Lande wie England ab, wo äusserer Komfort und das Gefühl der Verantwortlichkeit beständig zunehmen. Wenden wir uns nun zu der dritten Gruppe, derjenigen der konstitutionellen Krank-

heiten, bei denen wesentlich vererbte Anlagen ins Spiel kommen, so ergiebt sich eine Zunahme bei fast allen erblichen Krankheiten. Die Tendenz zur Zunahme der Nervenleiden zeigt sich in der Zunahme der Todesfälle an Nervenkrankheiten und Trunksucht und an der der Selbstmorde. Eine erhebliche Zunahme der Krankheiten der Atmungsorgane ist zum Teil darauf zurückzuführen, dass die steigende Zahl der Individuen mit phthisischem Habitus, welche der Invasion des Tuberkelbacillus entgehen, doch leicht eine Beute anderer Erkrankungen werden; ferner ergiebt sich eine Zunahme der Krankheiten des Cirkulationssystems, der Fälle von Krebs, Diabetes und anderen konstitutionellen Leiden.

Umstehende Tabelle zeigt uns so deutlich wie nur möglich, wie die Einwirkung unserer Kulturverhältnisse und die der präventiven Heilkunde durch Beseitigung der pathogenen Bakterien und Verminderung der Gefahren der ersten Lebensjahre die Sterblichkeitsziffer für das Kindesalter sehr erheblich vermindert hat. Die Zunahme der Todesfälle an konstitutionellen Krankheiten, die in das mittlere und das vorgerückte Alter fallen, ist wahrscheinlich zurückzuführen auf das Überleben einer wachsenden Anzahl von Individuen bis zum Alter der Vollreife. Die Tabelle allein ermöglicht uns kein Urteil darüber, ob diese Individuen über oder

Sterbeziffern Englands pro 1858—90 auf 1 Million Einwohner, in Jahresgruppen.

Todesursachen	1858—60	1861—65	1866—70	1871—75	1876—80	1881—85	1886—90
I. Gruppe. Phthise u. Tuberkulose	3304,0	3311,0	3300,2	2940,6	2816,8	2540,8	2322,2
Andere Infektionskrankheiten[1]	4403,9	4498,6	4677,2	4055,8	3233,6	2708,8	2417,0
II. Gruppe. Dentitions- und Wochenbettkrankheiten, Konvulsionen, Unfälle, Erkrankungen aus Fahrlässigkeit	2257,0	2262,0	2191,0	2077,2	1860,4	1678,6	1538,0
III. Gruppe Mehrere konstitutionelle Krankheiten[2]	6056,3	6311,4	6594,6	7199	7636,4	7531,2	7929,4

[1] Diese Rubrik umfasst Pocken, Masern, Scharlach, einfache und nicht näher bezeichnete Fieber, Keuchhusten, Diphtheria, Malaria-Affektionen, Cholera, Cholerine, Dysenterie, Erysipel. Puerperalfieber und Phlegmonen.

[2] Krankheiten des Nerven-, Gefäss- und Respirationssystems, Krebs, Diabetes und andere konstitutionelle Leiden.

unter dem Durchschnittstypus stehen. Wir müssen in der einen oder der anderen Periode unseres Lebens sterben, und wenn ein Mensch den Gefahren des Säuglings- und Kindesalters entgeht, wird er und seinesgleichen damit Chancen erhalten, an den Lungen- oder Herzkrankheiten des vorgerückten Alters zu Grunde zu gehen.

Immerhin gestatten andere Mitteilungen der offiziellen Statistik eine Orientierung darüber, welches der heutige Gesundheitszustand der mittleren und höheren Altersklassen ist, und eine Vergleichung dieser Befunde mit den entsprechenden, vor 20—30 Jahren angestellten Ermittelungen.

10.

Auf Tafel 13 des offiziellen statistischen Berichtes für 1891 finden sich Angaben über die Zahl der Todesfälle auf 1000 Einwohner bezüglich der verschiedenen Altersklassen aus dem Zeitraum von 1841—1890, in Gruppen von 10 zu 10 Jahren zusammengestellt. Die Tafel ist in folgender Weise aufgestellt worden. Für jede zehnjährige Epoche wurde auf Grund der Volkszählungen die Zahl der lebenden Personen eines bestimmten Lebensalters berechnet. Die Zahl der in diesem Alter Verstorbenen ist

unmittelbar bekannt und in der Tafel in pro ‰ Zahlen angegeben. Ich gebe in der folgenden kleinen Tabelle, um Raum zu sparen, die Sterbeziffer von nur zwei Gruppen, einer von Männern unter, einer von Männern über 35 Jahren.

Sterbeziffer in ‰ der männlichen Bevölkerung.

	I. Gruppe 0—35 Jahre	II. Gruppe 35 Jahre u. darüber
1841—50	112,0	591,0
1851—60	111,2	581,9
1861—70	110,8	595,1
1871—80	101,0	616,7
1881—90	87,8	589,3

Die erste Gruppe ergiebt eine höchst konstante Abnahme der Sterbeziffer in den frühen Altersklassen, und ähnlich sind die Ergebnisse der Mortalitäts-Statistik für das weibliche Geschlecht.

Die zweite Gruppe für die Sterbeziffer der männlichen Bevölkerung über 35 Jahre scheint auf den ersten Blick weder für eine Zunahme noch für eine Abnahme der Mortalität in diesem Zeitraume zu sprechen, zumal in der letzten Dekade eine erhebliche Abnahme der Mortalität bemerkbar wird. Man muss indessen berücksichtigen, dass die klimatischen Einflüsse

sehr unbeständig sind und dass gewisse Jahresgruppen besonders günstig, andere für die allgemeine Gesundheit durchaus ungünstig gewesen sind. Dass die letzte Dekade besonders günstig war, zeigt auch der bedeutende Abfall für diese Zeit innerhalb der ersten Gruppe und eine entsprechende Abnahme in der Sterbeziffer des weiblichen Geschlechtes.

Diese Änderungen des Klimas können, wie man annehmen darf, die Zahlen der zweiten Gruppe wohl mehr beeinflussen als die der ersten; eine nähere Einsicht in die Einzelheiten des offiziellen Berichts zeigt in der That, dass der Abfall während dieses Zeitraumes in grossem Umfange zurückzuführen ist auf die geringere Mortalität der Personen über 75 Jahre, eine Epoche des Lebens, in der klimatische Verhältnisse einen sehr grossen Einfluss haben.

Im ganzen lässt die zweite Gruppe erkennen, dass die Mortalität nach dem 35sten Jahre zunimmt; addieren wir beliebige aufeinanderfolgende Jahresdekaden, etwa 1841—50 und 1851—60, so ergiebt sich, dass die Sterblichkeit der letzten 20 Jahre grösser ist als die der ersten. Erstreckt man diese Rechnung auf längere Zeiträume, so lassen sich dadurch alle Faktoren bis auf den Faktor Zeit eliminieren, und es wird jedenfalls sehr wahrscheinlich, dass die Mortalität des mittleren und vorgerückten Lebensalters im Zunehmen ist. Das-

selbe Ergebnis lässt sich vielleicht noch klarer gewinnen durch eine Prüfung der Tabellen der wahrscheinlichen Lebensdauer.

II.

Über die wahrscheinliche Lebensdauer existieren Tabellen von Dr. Farr, welche sich auf die Mortalitätsstatistik des Zeitraumes von 1838—1854 stützen, und ähnliche Tabellen sind aus den Sterbeziffern für 1871—1880 von Dr. Ogle aufgestellt worden. Was neugeborene männliche Kinder betrifft, so hatte ein in der erstgenannten Periode geborenes Kind die Aussicht, 39,91 Jahre alt zu werden; ein in der zweiten Periode geborenes Kind hatte eine längere Lebensdauer zu erwarten, nämlich 41,35 Jahre. Während nun die wahrscheinliche Lebensdauer in der Kindheit und Jugend zugenommen hat, haben sich die Aussichten für das Mannesalter verschlechtert, wie die folgende, aus den Tafeln von Farr und Ogle gezogene Tabelle zeigen wird; d. h. also Individuen im Mannesalter sind entweder nicht mehr so kräftig oder ihre Lebensbedingungen sind nicht mehr so günstig wie früher, und sie haben heute eine kürzere Lebensdauer zu erwarten. Die Einzelheiten ergeben sich aus folgender Tabelle:

Mittlere wahrscheinliche Lebensdauer.

Altersklassen	Gruppe I 1838—54.	Gruppe II 1871—80.
0	39,91	41,35
5	49,71	50,87
10	47,05	47,60
15	43,18	43,41
20	39,48	39,40
25	36,12	35,68
30	32,76	32,10
35	29,40	28,64
40	26,06	25,30
45	22,76	22,07
50	19,54	18,93
55	16,45	15,95
60	13,53	13,14
65	10,82	10,55
70	8,45	8,27
75	6,49	6,34
80	4,93	4,79
85	3,73	3,56
90	2,84	2,66
95	2,17	2,01
100	1,68	1,61

12.

Es erscheint kaum glaublich, dass die geringere Lebensaussicht des mittleren Lebensalters auf die grösseren Ansprüche im modernen

Leben zurückzuführen ist, denn erstens sind die äusseren Lebensverhältnisse im ganzen bessere und zweitens lässt sich derselbe Befund statistisch auch für das weibliche Geschlecht nachweisen, dessen Lebensbedingungen in neuerer Zeit sicherlich nicht schlechter geworden sind. Es wäre von grossem Werte, Berechnungen aus anderen Zeiträumen zu besitzen, um gewisse wechselnde Faktoren, z. B. die klimatischen, auszuschalten; ferner muss man sich wohl erinnern, dass die der Statistik zu Grunde liegenden Zahlen der wahren Lage der Dinge wohl nahe kommen, sie aber nie ganz exakt darstellen. Deswegen ist es von hoher Wichtigkeit, derartige Ermittelungen auf weitere Zeiträume auszudehnen und auch die Verhältnisse im Auslande zu berücksichtigen, um festzustellen, ob die Dinge dort ähnlich liegen, wie bei uns, oder nicht.

Inzwischen können wir nicht ohne Sorge die Wahrscheinlichkeit ins Auge fassen, dass unsere Statistik, soweit sie eben reicht, schon auf eine beginnende Rassenverschlechterung hindeutet, als eine Folge der einseitigen Fürsorge für das Individuum, welche die Bestrebungen der modernen Gesellschaft kennzeichnet. Von einem ganz anderen Material aus ist die Biologie unabhängig zu Schlüssen gekommen, welche diese Anschauung in hohem Grade wahrscheinlich machen.

VIERTES KAPITEL

GEISTESSTÖRUNG UND TRUNKSUCHT

1.

Wir haben in dem vorhergehenden Kapitel gesehen, dass in der allerneuesten Zeit die Gefahren des frühen Lebensalters sehr bedeutend verringert worden sind infolge unserer besseren Einsicht in die Hygiene des Kindes und der Thatsache, dass die akuten Infektionskrankheiten, welche für das frühe Lebensalter am gefährlichsten sind, eine energische Zurückdrängung erfahren haben. Wir haben jedoch zugleich erfahren, dass die konstitutionellen Fehler und Schwächen des menschlichen Organismus gleichzeitig durchaus nicht geringer geworden sind und man allen Grund zu der Annahme hat, dass die Rasse innerhalb der letzten 30 Jahre nachweisbar degeneriert ist; dieses Resultat war auch gegenüber dem Ausfall gewisser selektiver Faktoren in der Kindheit und Jugend *a priori* zu erwarten. Unter diesen konstitutionellen Fehlern sind ganz besonders

6*

bemerkenswert Minderwertigkeiten in Atmungs-, Kreislauf- und Nervensystem; ihre Untersuchung verdient unsere lebhafteste Aufmerksamkeit. Ich kann in dieser kleinen Abhandlung nur kurz auf die erblichen Defekte des Nervensystems hindeuten, welche ihren Ausdruck in psychischer Schwäche, Anlage zu Geistesstörung oder Neigung zu übermässigem Alkoholgenuss finden. Diese Erscheinungen sind nicht nur für die weitesten Kreise von Interesse, sondern ihr Verständnis ist auch ohne besondere Fachbildung möglich.

Ganz wie zwei Individuen niemals völlig gleich gesunde Schleimhäute oder Lungengewebe haben, so werden sie auch in den Eigenschaften des Hirngewebes verschieden sein. Bei abnormem oder ungesundem Hirngewebe finden sich stets Symptome, welche wir als psychische Störung bezeichnen und die in unerschöpflicher Formenfülle vorkommen, von den zu sehr oder zu wenig erregbaren Menschen angefangen bis zu denen, welche ganz deutlich irre und leistungsunfähig sind, und schliesslich bis zu denen, welche unbedingt eine Gefahr für die Gesellschaft bilden. Nun sind diese Hirnleiden ausgesprochen erblich, ja ihre Erblichkeit ist geradezu sprichwörtlich. Unzweifelhaft kann übermässige Arbeit oder Sorge oder eine niederdrückende Lebenslage Geistesstörung oder neuropathische Zustände anderer Art bei Menschen

hervorrufen, die unter besseren Verhältnissen davon frei geblieben wären. Die genannten Faktoren sind gewiss von kausaler Bedeutung, aber sie haben bei gewissen Typen des Temperaments und Charakters eine geradezu unheimliche Wirkung, während sie andere Typen kaum merklich beeinflussen. Dieser minderwertige Typus ist eine organische, erbliche Varietät und in der heutigen Gesellschaft noch immer stark verbreitet. Ein bekannter Hirnpatholog (Dr. BASTIAN) sagt: »Es ist eine heute sichergestellte Thatsache, dass Personen, die einen nervösen Habitus des Körpers besitzen, sehr häufig eine gleiche Anlage auf ihre Kinder übertragen. Es handelt sich dabei nicht um die Tendenz zu irgend einer bestimmten Nervenkrankheit, sondern um eine Vulnerabilität des Nervensystems im ganzen, die vererbt wird, sodass schon eine verhältnismässig unbedeutende Inanspruchnahme einen Schwächezustand in einer bestimmten Form oder in einer Gruppe von Erscheinungen zum Vorschein bringt«. Ähnlich sagt MAUDSLEY von der Anlage zum Selbstmord: »Es ist eine frappierende und erschreckende Beobachtung, wenn man sieht, wie mächtig die Neigung zum Selbstmorde bei denen sein kann, die eine Anlage dazu geerbt haben, und welche trivialen Erlebnisse sie zum Vorschein bringen können. Menschen, welche derart belastet sind, werden oft bei einem geringfügigen Verdrusse oder einem

kleinen Missgeschick diese Anlage in sich erwachen fühlen, ihr nachgeben und zwar mit so wenig Überwindung und Anstrengung, als handelte es sich nur um eine kleine Reise«. In der Hälfte solcher Fälle konnte MAUDSLEY angeborene Mängel der Organisation nachweisen. Über die vielen Formen, in denen eine Nüance von Nervosität sich äussern kann, sagt derselbe Forscher: »In Familien, in denen eine erhebliche Veranlagung zu Geistesstörungen vorhanden ist, leiden die verschiedenen Mitglieder oft an verschiedenen Formen von Nervenkrankheiten; der eine vielleicht an Epilepsie, der andere an einer schweren Neuralgie oder an Hysterie, ein dritter kann Selbstmord begehen, ein vierter melancholisch oder maniakalisch werden. Manchmal kann es selbst dazu kommen, dass ein fünfter irgend ein bemerkenswertes, künstlerisches Talent an den Tag legt«.

Die Mediziner neigen im allgemeinen zu der Annahme, dass die Zahl der Geisteskranken im Zunehmen ist; das würde mit der Thatsache übereinstimmen, dass die Todesfälle an verschiedenen Krankheiten des Nervensystems gleichfalls zahlreicher werden. Diese Annahme ist jedoch sehr energisch bestritten worden und ich muss die definitive Bearbeitung der Frage anderen Forschern überlassen; man darf nicht vergessen, dass unsere heutige Statistik nur wenige Jahre zurückreicht, welche für die Ge-

schichte nur einen Tag bedeuten; wir dürfen deshalb nicht glauben, ohne weiteres jedes auftauchende Problem lösen zu können.

2.

Für die Fragen, die uns hier beschäftigen, ist das Wesentliche die erbliche Natur des neuropathischen Temperaments, denn dieselbe stellt es in die Reihe derjenigen Leiden, welche durch bewusste, planmässige Auslese ausgerottet werden müssten, anstatt nur insoweit ein Gegenstand öffentlichen Eingreifens zu sein, als die Fürsorge für das einzelne leidende Individuum in Frage kommt.

Freilich könnte durch die Auslese, an die ich hierbei denke, die Welt gelegentlich um eines der Genies kommen, die sich hier und da in Familien mit starker Anlage zu Geistesstörungen finden; man muss aber andererseits bedenken, dass doch weitaus die meisten hervorragenden Frauen und Männer aus kräftigen und geistig gesunden Familien stammen; die Beziehung zwischen Wahnsinn und Genie, an die wir so oft denken, beruht nicht auf ihrem besonders häufigen Nebeneinander, sondern vielmehr auf der Möglichkeit, dass in demselben Familienkreise zwei Erscheinungen vorkommen können, die so sehr entgegengesetzt zu sein scheinen.

Mit gewissen Opfern könnte die Menschheit dazu gelangen, sich von den Typen und Varietäten zu befreien, die die Interessen der Gemeinschaft beständig schmälern und deren Vertreter selbst ganz gewiss da, wo Depressionszustände in Frage kommen, so furchtbar zu leiden haben, wie es ein normaler Mensch nicht erleben und sich nicht einmal vorstellen kann.

3.

Während bisher, dank dem Mangel an Interesse für die Rasse als Ganzes, keine systematischen Versuche zu solchen Opfern auf dem Wege der Auslese gemacht worden sind, existiert doch in den weitesten Kreisen ein Gefühl des Widerwillens gegen Ehen unter Personen, in deren Familie eine ausgesprochene Anlage zur Geistesstörung besteht. Dieses Gefühl hat schon lange einen gewissen selektiven Einfluss ausgeübt und die Zahl der Heiraten in neuropathischen Familien eingeschränkt; für die Zukunft kann man auch kaum mehr erhoffen, als eine Verstärkung dieses Gefühls, wenigstens nach der heutigen Lage der Dinge, als das einzige Mittel, wodurch die Rasse sich von einer organischen Schwäche der traurigsten Art befreien kann.

4.

Man hört nicht selten von einer erblichen Neigung zum Trunke, und die Fachleute nehmen allgemein an, dass eine ganz specifische Anlage zur Trunksucht vom Vater auf die Kinder übergehen kann. Meinerseits neige ich zu der Annahme, dass man aus dem vorhandenen Material vielmehr schliessen muss, dass die meisten der vermeintlich erblichen Fälle von Trunksucht in Wirklichkeit auf die lange, Generationen hindurch dauernde Herrschaft der Unmässigkeit in bestimmten Familien oder Bezirken zurückzuführen sind, und dass in diesen Fällen Nachahmung die Kinder zu Trinkern macht, wie die Väter. In anderen Fällen muss man die Vererbung eines halt- und gleichgewichtslosen Temperaments annehmen, dessen Bethätigung seiner speciellen Form nach ganz von der Umgebung und den Lebensbedingungen des Belasteten abhängt, der jenachdem ein Trinker, ein Morphinist, ein *mauvais sujet* oder alles zusammen werden kann.

5.

Unter den niederen Bevölkerungsschichten findet man sicher heutzutage ganze Familien, die in einer Generation nach der anderen ihrer

Trunksucht wegen berüchtigt waren; aber in diesen Fällen hat die Trunksucht wohl nur als eine der Ausdrucksformen einer minderwertigen oder lasterhaften Veranlagung zu gelten, die sich auch in Arbeitsscheu und Verbrechen ausspricht. In den mittleren und oberen Klassen in England gab es vor einem Menschenalter auch Familien, die als trunksüchtig bekannt waren. Hier war die Neigung zum Trunk nur eine der Erscheinungen eines wilden und zügellosen Temperaments (wie u. a. die ausgezeichneten socialen Schilderungen in BARRINGTON's *Sketches of Irish Life* zeigen) oder sie beruhte im wesentlichen auf dem Stolz, tüchtig trinken und mehr als andere vertragen zu können. Heute, wo man in den gebildeten Ständen den Rausch und die Zechgelage als unwürdig und schmählich betrachtet, hat das starke Trinken in diesen Kreisen fast ganz aufgehört. Daraus ergiebt sich wohl, dass zwar schlecht äquilibrierte Temperamente und zügellose Instinkte vererbt werden, dass aber die besonderen Handlungen und Gewohnheiten, in denen solche Anlagen hervortreten, zum grössten Teil von den zufällig gegebenen Sitten und Lebensverhältnissen abhängen. Haltlose Naturen werden unter bestimmten Erziehungs- und Gesellschaftsverhältnissen dem Trunke verfallen, wenn ihre Verwandten und Freunde Gewohnheitstrinker sind; unter einer anderen Umgebung werden

sie geschlechtlich ausschweifen oder Verbrechen begehen, und jedenfalls werden sie irgendwie von der ruhigen, geordneten Lebensführung des gesitteten Bürgers abweichen. Wir können also zwar kaum sagen, dass die Trunksucht erblich ist, aber wir können behaupten, dass gewisse typische Varietäten des Temperaments und Charakters, die unzweifelhaft ganze Familien kennzeichnen, eine Anlage zu Trunk und anderen lasterhaften Gewohnheiten mit sich bringen. Daraus ergiebt sich ferner, dass der Alkoholismus als ein die Auslese begünstigender Faktor anzusehen ist, der beständig die Reihen der schwachen ihm verfallenden Naturen lichtet und die Individuen mit gesundem Geschmack und normalen sittlichen Dispositionen frei lässt.

6.

Ich habe schon in einem früheren Kapitel angedeutet, dass der im Blute der Eltern cirkulierende Alkohol die Keimzellen angreifen kann, nicht gerade mit der Wirkung, dass sich diese Zellen zu Individuen mit angeborener Neigung zum Trunke entwickeln, sondern mit dem Resultate, dass so oft eine schwächliche Nachkommenschaft entsteht. Es ist ganz verständlich, dass dieses Resultat zu Stande kommt, obschon unsere Erfahrungen bezüglich der In-

fektionskrankheiten gelehrt haben, wie tiefgreifend der Organismus affiziert werden kann, ohne dass die Keimzellen eine bleibende Veränderung erfahren; aber ich glaube, man übertreibt die Tragweite des Alkohol-Missbrauchs, wenn man Beispielen eine besondere Tragweite beimisst, wie GALTON eines aufführt, wo ein Mann, der zuerst normale Kinder hatte, später, nachdem er Trunkenbold geworden war, lauter Imbecille zeugte. Die Beweiskraft derartiger Thatsachen scheint mir nicht bedeutend zu sein. Auf ein paar isoliert stehende Fälle lässt sich selten eine allgemeine Regel gründen, und wie man fast jede Anschauung durch ein Bibelcitat begründen kann, so lassen sich für jede denkbare Hypothese über die Vererbung einzelne Fälle anführen. Auf den britischen Inseln giebt es heute ungefähr 40000000 Fälle von Vererbung und viele Tausend Trinker und Imbecille; es wäre ein Wunder, wenn diese Erscheinungen nicht zufällig ein paarmal zusammenträfen. Dass es sich bei dem Beispiele GALTON's um einen Zufall handelt, und dass die Erzeugung von Imbecillen keinen notwendigen Zusammenhang mit der Trunksucht ihrer Eltern hat, scheint mir sehr wahrscheinlich gegenüber den so häufigen Fällen von Trunksucht im schottischen Unterlande, den englischen Grossstädten und Teilen von Deutschland; hier würden Beobachtungen, wie die von

Galton mitgeteilte, öfter vorkommen, wenn ein gesetzmässiger Zusammenhang zwischen Alkoholismus und Imbecillität bestände. Wenn man nun auch die Beweiskraft des angeführten Falles bezweifeln muss, ist es doch aus allgemeinen Gründen wahrscheinlich, dass die Nachkommen von Gewohnheitstrinkern krankhafte erbliche Anlagen haben; an zuverlässigem Material scheint es aber auf diesem Gebiete noch zu fehlen.

7.

Wir kommen so zu der Frage, ob gesetzliche Massregeln zur Einschränkung des Handels mit geistigen Getränken den Fortschritt der Rasse fördern oder hemmen würden. Versuche in dieser Richtung sind angestellt worden und werden noch angestellt, besonders in Nordamerika und Skandinavien, und es fehlt auch in England nicht an Befürwortern solcher Massregeln.

Es wäre von Wichtigkeit, zu wissen, ob diese erzwungene Abnahme einer bestimmten Form von Laster irgend eine Garantie dafür bieten kann, dass der zum Trunk Veranlagte nicht Lastern anderer Art verfällt. Niemand wird bestreiten wollen, dass die erwähnten Einschränkungen die Trunksucht mit Erfolg

bekämpft haben, aber diese Erfolge sind sicher nicht bedeutender als die entsprechende Änderung der Sitten und Gewohnheiten im englischen Mittelstande, die durchaus freiwillig und von innen heraus erfolgt sind. Zugegeben, dass einschränkende Massregeln das Individuum bessern, müssen wir uns doch die Frage stellen, ob sie auch die Rasse verbessern.

8.

Man erfährt aus Untersuchungen von Dilke, dass das Element der Deportierten im Leben Australiens kaum noch bemerkbar ist.[1] In manchen Fällen war ihr Verbrechen nur eine zufällige Episode ihres Lebens, und von verbrecherischen Neigungen, die sie auf ihre Kinder vererben könnten, kann keine Rede sein. Andererseits haben die echten Verbrechernaturen und die trunksüchtigen Taugenichtse unter ihnen keine Kinder hinterlassen. Trunk und Laster unter den zur Zwangsarbeit verurteilten Deportierten (*assigned servants*) und die Unmöglichkeit, eine Ehefrau zu finden, haben sie vom Antlitz der Erde verschwinden lassen, und was noch nicht vor Entdeckung der Goldfelder ausgestorben war, hat sich unter den Goldgräbern zu Tode getrunken.

---

[1] *Problems of Greater Britain* Bd. I, Kap. 2.

Wir haben hier ein sehr deutliches Beispiel, in welchem der Alkoholismus als höchst wohlthätiger, auslesender Faktor gewirkt hat. Hätten in Australien Präventivgesetze den Alkoholverkauf eingeschränkt, so würden viele dieser von Natur bösartigen Individuen einen Hausstand begründet und eine Generation hinterlassen haben, in welcher die väterlichen Instinkte fortgelebt hätten.

9.

In den Vereinigten Staaten bestand und besteht eine ausgesprochene Abneigung gegen den Kleinhandel mit Schnaps, nicht nur unter den Bevölkerungsschichten, welche den Genuss geistiger Getränke an sich für sündhaft oder unrecht halten, sondern auch anderwärts aus politischen Gründen. Wenn der Amerikaner trinkt, so thut er das nicht bei den Mahlzeiten wie der Europäer, sondern in den »Trinksalons«, an den »bars« und in der Form des in Amerika sehr beliebten Traktierens. Die Trinksalons sind nun in grossem Umfange Herde der politischen Korruption, deren Herrschaft von den besseren Klassen so lebhaft empfunden wird. Somit existieren viele Gründe für die Einführung der sogenannten *local option* (Beschränkungsmassregel oder

völliges Ausschanksverbot), und in vielen Staaten sind deshalb strenge Temperenzgesetze eingeführt worden. Da dieselben schon einige Jahre in Geltung sind, lässt sich ihr Einfluss auf die Bevölkerung bereits prüfen. Aus einer grossen Zusammenstellung von RATHBONE und FANSHAWE ergiebt sich, dass im Staate Maine 1851 ein Prohibitivgesetz eingeführt wurde, welches 1856 und 57 ausser Kraft gesetzt, seit dieser Zeit aber bis heute in Geltung geblieben ist; wir haben somit ein länger als 40 Jahre fortgesetztes Experiment auf dem Gebiete der Alkoholgesetzgebung vor uns. In Maine ist die Produktion von Alkohol und der Handel damit in jeder Form verboten und wird mit Gefängnis und Geldstrafen geahndet. Das Gesetz wird energisch angewendet und wir erfahren aus den offiziellen Quellen (l. c., p. 104), dass durch Verlegung des Schnapsverkaufes auf Schleichwege und in berüchtigte Schlupfwinkel, durch Beseitigung der offenen Anlockung in Trinksalons und Bars, durch relative, wenngleich nicht absolute Erschwerung, Schnaps zu erhalten, das Gesetz ein wirksamer Faktor der Unterdrückung einer Nachfrage geworden ist, die nicht nur zumeist als moralisch und physisch verderblich gilt, sondern durch die Strafbestimmungen geradezu gebrandmarkt wird. Diese Bestrebungen, die durch die Einmütigkeit und das natürliche Gefühl der Frauen gestüzt

werden, haben die Sitten und Gewohnheiten derart beeinflusst, dass, gleichviel wie gross der Anteil der Prohibitivbestimmungen an dem Ergebnisse sein mag, thatsächlich die Nachfrage nach Alkohol und das Bedürfnis danach nur von einem ganz geringen Bruchteil der Bevölkerung ausgeht.

Wenden wir uns aber nun zu der Statistik der Kriminalität, der Geistesstörungen und des Armenwesens im Staate Maine, so ergiebt sich ein Resultat, das die meisten Leser entsetzen wird. Die Berichte der Staatsirrenanstalt zeigen eine enorme Zunahme der Kranken: von 75 im Jahre 1850—51 auf 685 im Jahre 1891—92. Die Zahl der in Anstalten unterstützten Armen ist etwas geringer als in den anderen Staaten der Union:

	1880	1890
Auf 1 Million Einw. kamen in Maine Arme	2319	1756
" 1 " " " " anderen, nicht prohibitionistischen Staaten der Union	2339	1790

Für die ausserhalb der Anstalten unterstützten Hülfsbedürftigen ergeben sich aber in Maine weit über dem Durchschnitt stehende Zahlen. Die Gefängnisbevölkerung in Maine ist zwar nicht absolut hoch, aber im beständigen Ansteigen, was sich besonders deutlich aus den Zahlenangaben über die in Zwangserziehungsanstalten

untergebrachten jugendlichen Verbrecher ergiebt:

	1880	1890
Zahl der Zwangszöglinge auf 1 Million Einw.		
in Maine	176	256
in neun anderen nordöstlichen Staaten	469	425

Für den Staat Kansas, der gleichfalls prohibitionistisch ist (seit 1881), zeigt die nordamerikanische Volkszählung für 1890, dass damals mehr Gefangene in Strafanstalten und Gefängnissen (im Verhältnis zur Bevölkerungsziffer) vorhanden waren als 1880, und dass von allen Nachbarstaaten Kansas 1890 die grösste Relativzahl an Verbrechern hatte. In Jowa, dem dritten ernsthaft prohibitionistischen Staate ist nach dem angeführten Berichte (p. 170) in einer kleinen Stadt das Gesetz so energisch ausgeführt worden, dass der Bischof der Diöcese bei einer Revisionsreise das Abendmahl nicht feiern konnte, weil nirgends Wein zu erhalten war. In dieser Stadt sind nun dem Bericht zufolge »Opiumhöhlen« als Ersatz der verbotenen Schänken eingerichtet worden, »und (so fährt der Bericht fort) mein absolut zuverlässiger Gewährsmann hörte von einem in dieser Stadt praktizierenden Arzte, dass dort eine erschreckende Menge von Opiumfällen vorkämen, in seiner Praxis augenblicklich allein bei 20 Personen, Männern und Frauen«.

IO.

Die Verwertung statistischen Materials zu weiteren Schlussfolgerungen leidet oft durch die Unbekanntschaft mit Thatsachen, in deren Lichte das Zahlenmaterial ganz anders aussehen würde; die eben gegebenen Zahlen drängen aber mit Notwendigkeit zu dem Ergebnis, dass jede aufgezwungene Prohibition, die nicht zugleich ein Diktat der menschlichen Selbstachtung und des Gewissens ist, mehr Schaden als Nutzen herbeiführen muss. Wo die Neigung zum Trunk nicht lediglich auf dem Zwange der Trinksitten beruht, kann Trunksucht nur als der Ausdruck einer geschwächten oder entarteten Konstitution betrachtet werden, die sich da, wo Alkohol unerreichbar ist, in anderen Excessen bethätigen wird und, wenn sie durch künstliche Massregeln zur Nüchternheit angehalten und dadurch vor dem Aussterben geschützt wird, sich dauernd forterben und immer weitere Kreise der Entartung ziehen wird.

Was soll nun da geschehen, wo Trunksucht eine allgemeine Sitte oder Mode geworden ist und somit der Alkohol, den alle geniessen, als auslesender Faktor gar nicht mehr oder nur noch in kleinstem Masse zur Geltung kommt, wo der in verderblichem Übermass gesteigerte Genuss mit seinen möglichen erblichen Folgen

fast bis zum Maximum gesteigert ist? In einem derartigen Falle können Präventivmassregeln, die für ein paar Jahre in Kraft treten, zur Entstehung einer vernünftigeren Lebensführung beitragen und Leute mit einigermassen gutem Geschmack veranlassen, bessere Zerstreuungen und Erholungen ausfindig zu machen; sie können so vor einem Laster schützen, dem diese Leute bis dahin mehr aus Nachahmung als aus wirklicher persönlicher Neigung gehuldigt hatten. Anders liegen für eine vom Standpunkte der Rassenverbesserung angestellte Betrachtung die Dinge in einer Gesellschaft, wo die Masse der Individuen Nüchternheit gelernt hat, wo der Trunk als Laster gilt, und wo nur die von Natur der Selbstachtung und Selbstbeherrschung baren Naturen Opfer des Alkohols werden; hier würde jede durch künstliche Massregeln erzwungene Mässigkeit die Wirkung eines auslesenden Faktors hemmen, der die Beseitigung vieler höchst unwillkommener Elemente aus der Gemeinschaft besorgt. Unter solchen Verhältnissen ist die Trunksucht nur ein Symptom von etwas tiefer Liegendem, nämlich ein Symptom organischer Minderwertigkeit, eines niederen und abnormen Typus; die Bekämpfung der Trunksucht würde hier nur ein Symptom beseitigen, die Krankheit selber aber bestehen und ungehindert auf neue unselige Geschlechter übergehen lassen.

II.

Ein oberflächlicher Leser könnte meinen, ich wollte hier im Namen der Moral für eine möglichst reiche Aussaat der Keime von Schwindsucht und Typhus plaidieren und für die Aufstellung offener Cognacfässer an der Thür unserer leicht zu verlockenden Nachbarn. Das ist aber durchaus nicht meine Absicht. Ganz gewiss haben die Schwindsuchtskeime die Menschheit seit unvordenklicher Zeit von einer schwächlichen Varietät, in die wir abzuarten neigen, befreit, und dasselbe hat der Alkohol mit den lasterhaft und aufrührerisch veranlagten Naturen gethan von der Zeit an, wo unsere Vorfahren ihren Walhallmeth aus den Zitzen der Ziege Heidhrun zu trinken hofften; aber daraus folgt noch nicht, dass jeder einzelne oder jede kleine Gruppe das Recht hätten, derartige Auslesemassregeln einzuführen oder beizubehalten.

Wenn es gar kein anderes Mittel gäbe, die Rasse zu verbessern und ihre heute verbreiteten Auswüchse zu entfernen, so lägen die Dinge freilich anders und man müsste die Gesellschaft vor der Verantwortung warnen, die sie mit der Ausrottung der genannten Übel durch drastische Massregeln auf sich nehmen würde; aber es stehen doch noch andere Wege offen. Die Gesellschaft legt sich heute die Befugnis bei,

den Mörder auszurotten, und vor wenigen Jahrzehnten hängte sie auch noch den Dieb an den Galgen. Diese Massregeln waren und sind ein Überbleibsel des Satzes von der Vergeltung, welche der an die Stelle der verletzten Person oder Familie getretene Staat ausübt, aber ihnen gegenüber regt sich neuerdings das Gefühl dafür, dass dieses Motiv nicht gerade ethisch und erhaben ist, und dass die einzige Entschuldigung für die Antastung des menschlichen Lebens der Schutz der Gesamtheit oder das allgemeine Wohl sein kann. Denkt man daran, wie ungeheuer viel man im modernen Leben von dem opfern muss, was früher als Recht des Individuums galt (so das Recht jedes Mannes, Weib und Kinder zu misshandeln oder zu vernachlässigen, oder inmitten der ungesundesten Umgebung zu wohnen, so lange zu arbeiten, wie es ihm gefällt u. s. w.), so lässt sich kaum eine Grenze ausdenken, über die der Staat nicht einmal mit seinen Ansprüchen an das Individuum hinausgehen könnte. Nun ist es sehr unwahrscheinlich, dass jemals auch der radikalste Politiker eine allgemeine Abschlachtung der Trinker und Phthisiker verlangen sollte, und ebenso, dass die Bestrebungen der Hygiene jemals nachlassen, auch dem deutlichsten Rasse-Interesse gegenüber. Das Interesse für das Individuum geht in der Geschichte der Menschheit wie in

der jedes einzelnen Menschen, jeder Rücksicht auf die Rasse voraus, und das Gemeinschaftsgefühl ist nur eine Erweiterung jener ursprünglichen Regung. Solange es also noch möglich ist, die Rasse durch einfache, nicht gewaltsame Mittel zu heben, wird Niemand auch nur daran denken, dem Individuum alles zu nehmen, was die Kultur und die moderne Heilkunde für dasselbe thun kann.

12.

Die Mikro-Organismen und andere Faktoren der Auslese haben früher die Rasse verbessert oder haben doch früher ihre völlige Entartung gehindert, aber es folgt daraus durchaus nicht, dass man sie in alle Ewigkeit so wird weiterwirken lassen. Wir haben die Geschichte und die Wirkung dieser Faktoren betrachtet; wir wissen, auf welchem Boden sie gedeihen und was sie schädigt, wir können sie ausrotten; die Sympathie für unsere Mitmenschen, dieses für den Fortschritt der Rasse wichtigste Gefühl, verlangt, dass wir eine unbeschränkte Gewalt gegenüber ihren rücksichtslosen Angriffen besitzen.

Wenn aber die Generation von heute die Vorteile einer vollendeten Entwässerung ihrer Wohnplätze und einer Bekämpfung der Mikroben-

welt geniesst, so darf die nächste Generation nicht die Nachteile dieser Einrichtungen erfahren; an die Stelle der Selektionsthätigkeit der Mikroben muss nunmehr die bewusste planmässige Auslese durch den Menschen selbst treten und dafür sorgen, dass nur von gesunden Eltern die nächste Generation erzeugt wird. Wir haben von der Beseitigung der uns jetzt umgebenden Kräfte der Auslese nichts zu fürchten, wenn der Ausleseprozess in anderer Form fortdauert; entfernen wir aber jene, ohne sie durch andere zu ersetzen, so wird der drohende Verfall der Rasse unvermeidlich über uns kommen. Heutzutage können Menschen mit schwerer Belastung durch Schwindsucht oder Wahnsinn nach Belieben heiraten. Man hat zwar eine Ahnung von der Gefahr solcher Ehen, aber die Anziehungskraft, welche die persönliche Neigung oder das Verlangen nach einer Mitgift ausüben, überwinden alle Bedenken. Man kann heute einen Vater vor Gericht ziehen, der sein Kind nicht zur Schule schickt, aber nicht die leiseste öffentliche und allgemeine Missbilligung wird laut, wenn er wissentlich ein Kind zeugt, das sein Leben lang an Schwäche des Gehirns oder der Lungen leiden wird; so ist denn offenkundige Kränklichkeit auf dem Heiratsmarkt kein Fehler.

13.

Diese Zustände sind übrigens begreiflich, wenn man daran denkt, dass in früheren Zeiten ein bedeutender Geburtenüberschuss oft die Ursache und die Bedingung für die Erhaltung der nationalen Existenz war. Krieg und Pestilenzen riefen oft eine so furchtbare Entvölkerung hervor, dass nur sehr fruchtbare Völker ihre Existenz fortsetzen konnten, und so verschwanden alle kleineren Bevölkerungsfragen vor dem einen grossen Interesse: die Volkszahl so zu steigern, dass sie der Decimierung widerstehen oder eine Eroberungspolitik durchführen konnte.

Dazu kommt, dass infolge ungeeigneter Kinderernährung und ungenügender Pflege die meisten kränklichen Kinder früh wieder starben, und dass somit eine grosse Volksklasse mit Neigung zu erblichen Defekten sich nicht entwickeln konnte. Unter diesen Umständen leisteten die Eltern grosser Familien um so mehr für die Kraft und Macht der Gemeinschaft, und viele Kinder hervorzubringen, wurde als höchst löblich betrachtet. Es ist sehr natürlich, dass sich diese Anschauung bis heute erhalten hat, und dieselbe hat es wahrscheinlich dahin gebracht, dass man auch heutzutage die Ehe mit einem kranken Individuum noch nicht als eine Sünde gegen die zu erwartenden Kinder und gegen Staat und Gesellschaft betrachtet.

14.

Das Ziel, auf welches wir hinzusteuern haben, besteht darin, dass jede Generation nur aus den Kindern der tüchtigen und gesunden Mitglieder der Bevölkerung gebildet wird, denn es ist gewiss allein vernünftig, dass wir als eine Gemeinschaft der Fortpflanzung unserer Rasse dieselbe Sorgfalt und Aufmerksamkeit widmen, welche ein Gärtner für seine Rosen oder Chrysanthemen, ein Hundezüchter für seine Doggen und Dachshunde und ein Viehzüchter für seine Southdowns und Shorthorns hat. Sicher giebt es kein wirksameres Mittel für die Verbesserung unserer Rasse als die Auslese, und wahrscheinlich existiert überhaupt gar kein anderes Mittel. Unser Interesse für die Frage und unsere Neigung zu Massregeln, deren Erfolge wir selber niemals sehen werden, wird entscheiden, ob wir weit genug gelangt sind, um unsere Anschauungen und Massregeln nach Grundsätzen einzurichten, welche die Vernunft und die heutige Wissenschaft als die einzig erspriesslichen erkennen lassen.

Ich habe bisher nur in den allgemeinsten Wendungen das Ziel bezeichnet, das wir meiner Meinung nach im Auge haben sollten. Wir werden in den beiden nächsten Kapiteln mehrere verwandte Probleme zu untersuchen haben und so zu einer vollständigen Übersicht über die ganze Frage gelangen. Wir werden dann

erörtern können, welche Massregeln ratsam sind, um eine zweckmässige Auslese aus der Bevölkerung zu bewirken, wobei wir uns stets bewusst bleiben werden, dass auf diesem Gebiete ohne die Zustimmung und Billigung der Masse der Bevölkerung nichts ausgerichtet werden kann. Die Aufklärung und Gewinnung der Massen muss gesetzlichen Massregeln vorangehen; somit bleibt auch zu erwägen, was vom praktischen Standpunkte aus gegenwärtig für uns opportun ist; die Spekulation darüber, was etwa in der Zukunft möglich sein wird, muss ich denen überlassen, die bessere Propheten sind als ich und die da glauben, sie könnten die künftige Handlungsweise einer so verwickelten Maschinerie, wie ein Staat voll Männer und Frauen es ist, voraussagen.

FÜNFTES KAPITEL

DIE WELT DER VERBRECHER, ARBEITSUNFÄHIGEN UND ELENDEN

I.

Wir haben in den letzten beiden Kapiteln gesehen, dass man mit gutem Recht glauben darf, dass die verbesserten äusseren Lebensbedingungen und besonders die der fortgeschrittenen Hygiene entsprechenden sanitären Verbesserungen eine Schädigung der konstitutionellen Stärke der Rasse herbeigeführt haben. Diejenigen Faktoren der Auslese, welche unter einfacheren Verhältnissen kränkliche Personen beseitigen, zumal während der ersten Jahre der Kindheit, sind zum grossen Teil aufgehoben oder derart abgeändert worden, dass Sieche und Schwache in grosser Zahl am Leben bleiben und das geschlechtsreife Alter erreichen, woraus sich eine Zunahme der mittleren Lebensdauer ergiebt, aber auch eine grössere Mortalität für die späteren Altersklassen. Alle diese Schwächlinge hinterlassen Kinder, welche

natürlich ihre Konstitution auf die Rasse selbst übertragen. Wir haben dabei neben den Krankheiten auch die Trunksucht berücksichtigt, denn da, wo eine ausgesprochene Neigung zu Alkoholexcessen besteht (im Gegensatz zu der lediglich in schlechter Gesellschaft erworbenen Gewohnheit), können wir diese Neigung als eine angeborene Abweichung vom normalen Typus betrachten, welche gerade so zur Domäne des Arztes gehört, wie jede andere konstitutionelle Anomalie. In demselben Lichte haben wir die Existenz zahlreicher Verbrecher zu sehen und die von Individuen, welche infolge irgend eines angeborenen Defekts unfähig sind, den Arbeitsanteil, welcher ihnen innerhalb der Gemeinschaft zufällt, zu leisten.

2.

Es ist wahrscheinlich, dass eine grosse Zahl der Verbrecher als solche nur Produkte der Gelegenheit oder der schlechten Erziehung sind. Kinder neigen dazu, alles nachzuahmen, die Gewohnheiten und selbst die Denkweise derer, unter welchen sie leben, anzunehmen; schlechtes Beispiel oder die Vernachlässigung durch ihre Eltern, die selbst vielleicht schon durch Verwahrlosung und schlechtes Beispiel verdorben worden sind, prägt dem Kinde oft einen für

das ganze Leben bleibenden Charakter auf. Auch in der Schule ist das Kind Einflüssen ausgesetzt, die es oft für sein ganzes Leben zum Guten oder Schlechten hinneigen lassen, und späterhin fehlt es nicht an Versuchungen, die in vielen Fällen übermässig stark und verführerisch sein können. Wir alle sind ja mit unserem Charakter ein Ergebnis unserer angeborenen Eigenschaften und der Züge, die uns durch die Berührung mit dem umgebenden Milieu sozusagen aufgedrückt worden sind; deshalb soll man nicht ohne weiteres von den angeborenen Eigenschaften eines Verbrechers reden, ehe man eine sehr eingehende Kenntnis seiner Erziehungsgeschichte besitzt und der Versuchungen und sonstigen äusseren Einflüsse, denen er ausgesetzt gewesen ist. Notdiebstahl beruht oft viel weniger auf lasterhafter Veranlagung, als der Diebstahl eines Menschen, der die geringeren Fähigkeiten seines Nachbarn zeitlebens ausnutzt und sich an dem Verluste anderer bereichert, wie es ja auf sogenanntem gesetzlichen Wege stets möglich ist; und der, welcher einen Menschen in der Leidenschaft ermordet, kann doch unfähig dazu sein, einen alten Groll dadurch zu befriedigen, dass er in niedriger Weise einen Augenblick benutzt, in dem sein Feind im Nachteil ist. Ferner sind viele Verbrecher unbrauchbare Menschen, welche durch ihre Leistungsunfähigkeit veran-

lasst werden, ihr Leben auf gesetzwidrigem Wege zu fristen; deshalb lässt sich das Studium des Verbrechers nicht von dem des Minderwertigen und Erwerbsunfähigen trennen.

3.

Über den genannten Kategorien und ausserhalb derselben existiert jedoch eine Klasse geborener Verbrecher, deren Fuss von Natur den krummen Weg an Stelle des geraden einschlägt, deren Leben einen beständigen Wechsel von Angriffen auf Gesetz und Gesellschaft und den dafür erhaltenen Strafen bildet. Auch sie zeugen Kinder, und die Leiden, welche sie abwechselnd bereiten und erfahren, gehen vom Vater auf das Kind über. An jedem Orte der civilisierten Welt kennen Polizei und Justiz solche verhärtete Verbrecher. Ein Mal nach dem anderen verfallen sie wieder der Strafe und werfen bewusst und mutwillig alle Möglichkeit der Besserung von sich; jedes Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit, jedes Bedürfnis, sich geachtet zu sehen, und damit die allerersten Voraussetzungen für das Leben in einer geordneten Gemeinschaft scheinen ihnen von Geburt an zu fehlen.

Es giebt von nicht wenigen solcher Verbrechergeschlechter Familiengeschichten, von denen die bekannteste und merkwürdigste das

Buch von Dugdale über die Familie Juke ist. Er konnte diese Familie durch sieben Generationen zurückverfolgen, und während dieses langen Zeitraums hat dieselbe für das Gemeinwohl zahlreiche Fälle von Verbrechen und Verarmung beigesteuert. Sehr selten lässt eine derartige Brut sich so weit nachweisen, wie diese Juke, und die Seltenheit solcher Fälle beruht darauf, dass die besonderen Familienanlagen durch Ehebündnisse mit anderen Elementen verdünnt und allmählich völlig unerkennbar gemacht werden. E. Zola, der in einer Roman-Serie mehrere Generationen einer verbrecherisch veranlagten Familie zur Darstellung bringt, begeht den Irrtum, anzunehmen, dass etwas wie eine lange Reihe von Verbrechergenerationen möglich ist ohne Isolierung der Familie von der menschlichen Gesellschaft. Gerade die Juke haben in einem entlegenen Winkel Nordamerikas für sich allein gelebt und stets untereinander geheiratet, so dass eine Art von Clanbildung zu Stande kam und damit die Isolierung, die für die lange Bewahrung einer Familieneigentümlichkeit notwendig ist.

4.

Man könnte nun vielleicht sagen, dass der sicherste und leichteste Weg zur Beseitigung einer kriminellen Veranlagung in der Abschwä-

chung derselben durch Kreuzung mit anderen Elementen bestände. Das ist jedoch durchaus nicht der Fall, denn wenn auch durch eine entsprechende Eheschliessung diese Veranlagung in ihrer Intensität vermindert werden kann, so würden gerade durch diese Massnahme die Personen mit einer gewissen Anlage zum Verbrechen noch zahlreicher werden und die weitere Verheiratung derselben mit anderen, ähnlich gearteten kann jederzeit zur Reproduzierung des vollen Verbrechertypus und zu seiner endlosen Wiederholung führen. Man kann Tinte so lange mit Wasser verdünnen, bis sie nicht mehr schwarz ist, aber wir dürfen dann doch nicht behaupten, die Tinte wäre ganz zerstört. Ebensowenig darf man annehmen, dass der *penchant au crime* gänzlich verschwinden könne, ausser wenn man die Verbrecher absolut verhindert, ihrerseits Nachkommenschaft zum Ganzen der Gesellschaft beizutragen.

Man könnte in dem Falle der Familie Juke daran denken, dass bei ihnen das Verbrechen auf der Nachahmung schlechter Gewohnheiten beruhte, die in ihrer Einsamkeit unverändert erhalten blieben. Es soll gar nicht bestritten werden, dass das schlechte Beispiel und die faule sittliche Atmosphäre, in der sie aufwuchsen, viel zu ihrer Entwicklung zu Gaunern und Vagabunden beigetragen haben

muss; trotzdem sind wir berechtigt, an die Existenz von etwas wie einem angeborenen Mangel an moralischem Rückgrat zu glauben, wofür diese Familie wohl ein Beispiel ist. Man braucht den Kreis seiner alltäglichen Lebenserfahrung gar nicht zu verlassen, um gewahr zu werden, dass in Familien, deren Mitglieder durch Gelehrigkeit, Lenksamkeit und Fähigkeit zu Liebe und Selbstaufopferung gekennzeichnet sind, oft ein oder zwei Individuen vorkommen, denen diese Eigenschaften von Geburt an zu fehlen scheinen. Sporadische Fälle dieser Art lassen sich nur durch die Annahme erklären, dass Fehler der Vorfahren in einer neuen Generation wieder zum Vorschein kommen, denn die verbrecherische Veranlagung ist eine Thatsache, die sich ganz ebenso sicher beobachten und feststellen lässt, wie irgend eine sogenannte körperliche Eigentümlichkeit der Gestalt oder Physiognomie. Daraus folgt ferner, dass wir die Pflicht haben mit dem grössten Mitleid und Erbarmen auf den geborenen Verbrecher zu blicken wie auf einen Siechen und wir unser Bestes thun sollten, um das Wiederauftreten oder die beständige Fortdauer dieses Typus zu verhüten.

5.

Wir kommen so zu der Einsicht, dass wir selbst notwendigerweise praktisch eingreifen

müssen, wenn wir unsere Pflichten gegenüber denen, die nach uns kommen werden, erfüllen wollen. Schon Pike[1] deutet an, dass die »dauernde Internierung der Unverbesserlichen, eine nicht nur nominelle, sondern thatsächliche Einschliessung auf Lebenszeit, zu den Mitteln einer allgemeinen Veränderung der Gesellschaft gehören würde, die als wirksame Vorbeugungsmassregeln gegen das Verbrechen im heutigen Sinne des Wortes in Frage kommen. Wie Scharlachkranke oder an anderen Infektionskrankheiten Leidende sollte der für sein Gewerbe Propaganda machende Verbrecher in seinem Hospital isoliert werden und, wenn er unheilbar ist, bis zu seinem Tode. Wie die Schwindsucht und andere erbliche Krankheiten würde die Anlage zum Verbrechen schliesslich aufhören, auf eine neue Generation vererbt zu werden, wenn alle damit Behafteten gezwungen würden, kinderlos zu leben und zu sterben. Dieses Mittel mag schmerzlich, ja grausam sein, aber es muss doch zu viel mehr Schmerz und Grausamkeit kommen, wenn eine apathische Politik physische und sociale Übel sich schrankenlos verbreiten lässt«.

Viele der geborenen und auch der Gelegenheitsverbrecher, die mehr Mangel und Verwahrlosung als ihre Natur zum Sturz gebracht hat, fallen früher oder später der Gemeinde zur Last.

---

[1] *A History of Crime in England*, II, p. 579 f.

In denselben Abteilungen der Armenhäuser oder an dem Zahltisch desselben Armenpflegers finden wir diese Verbrechertypen neben dem erwerbsunfähigen oder arbeitslosen Armen. Das ist wahrlich ein äusserst beklagenswerter Zustand, denn wir haben die Pflicht, streng zu unterscheiden zwischen denen, die infolge von erworbener Arbeitsscheu subsistenzlos oder von Geburt unbrauchbar sind, und denen, die im Laufe ihres Lebens durch Unfälle, Siechtum oder hohes Alter hilfsbedürftig geworden sind. Wir sind gewöhnt, alle diese verschiedenen Klassen als »die Armen« zu bezeichnen, und diese landläufige Benennung für völlig verschiedene Lagen und Zustände hat die unangenehmsten und unseligsten Folgen gehabt.

6.

In England wird jeder, dem es an ausreichenden Subsistenzmitteln fehlt, als »Armer« bezeichnet und aus öffentlichen Mitteln unterstützt, das geschieht unter Berufung auf die Lehren des Christentums. Diese Gepflogenheit und die ihr zu Grunde liegende Theorie beruht auf einer gewissen Trägheit des Denkens, vielleicht ist auch die dabei beteiligte Auffassung der biblischen Lehre auf eine ungenügende Bekanntschaft mit der Schrift zurück-

zuführen. Der »Arme« der Bibel ist sicher der würdige, vom Schicksal heimgesuchte Hilfsbedürftige; wahrscheinlich umfasst der Begriff auch die Erwerbsunfähigen, gewiss aber nicht zugleich die unverbesserlich Arbeitsscheuen und Lasterhaften. Das ergiebt sich nicht etwa nur aus der Interpretation des Textes, sondern es wird an verschiedenen Stellen ausdrücklich gesagt. PAULUS sagt: »Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen«,[1] und an einer anderen Stelle: »Wer nicht für sein eigenes Haus sorgt, ist schlimmer als ein Ungläubiger«.[2]

Unsere Väter unterschieden auf diesem Gebiete richtiger und schärfer als wir, und schon unter der Regierung HEINRICH'S VIII. zog man eine Grenzlinie zwischen armen, siechen und kranken Leuten, den Elenden im eigentlichen Sinne (*in very deed*), welche versorgt werden müssen, nicht arbeiten können und Hilfe und Erleichterung verdienen, und den kräftigen und mutwilligen, die, mit zur Arbeit starken Gliedern, in täglicher, anhaltender Arbeit gehalten werden müssen, wodurch ein jeder seinen Unterhalt mit eigener Hand erwerben kann.

Sieht man nun recht genau zu, so kommt man dahin, mindestens drei deutlich getrennte

---

[1] 2 *Thessalon.*, III, 10.

[2] 1. *Ep. an Timotheus*, V. 8.

Kategorien von Personen zu erkennen, die unter der Bezeichnung »Armer« zusammengefasst werden, welche aber die Gesellschaft völlig als gleichartig betrachtet und behandelt. Wie wir gleich sehen werden, hat die Gewohnheit, diese Gruppen einfach und schlechthin als eine einzige zu betrachten, zu grober Ungerechtigkeit und Grausamkeit einerseits und zu schlecht angebrachter Hilfe und Unterstützung andererseits geführt.

In denselben Zimmern und Räumen des Armenhauses oder an demselben Zahltisch des Armenpflegers kann man neben einander und völlig gleich behandelt den Arbeitsscheuen finden, der infolge angeborener oder erworbener Laster zur Verbrecherwelt gehört, und achtbare Männer und Frauen oder ihre Kinder, deren einziger Fehler möglicherweise der gewesen ist, dass sie die geringen Ersparnisse von ihrem gerade zum Lebensunterhalt ausreichenden Verdienste zu sorglos ausgegeben oder vielleicht einer Genossenschaft anvertraut haben, die von unehrlichen Männern verwaltet wurde; wir finden dort Witwen und Waisen von Männern, die im Laufe regelmässiger und ehrlicher Arbeit infolge von Unfällen oder Krankheit gestorben sind. Mitten unter diesen Elementen stossen wir auf ein anderes, das wir besonders zu untersuchen haben: die Erwerbsunfähigen, einen dürftigen Typus mit körperlichen und geistigen

Defekten wie Irresein, Epilepsie und Idiotie, zu welchem ein grosser Teil der Vagabunden gerechnet werden muss. Wo Gesetze und Verwaltungsreglements so ausgefallen sind, dass sie diese drei Klassen behandeln, als wenn sie zusammen eine natürliche Gruppe bildeten, da kommt es unvermeidlich zu den grössten Ungerechtigkeiten. Die Gesetzgeber haben mit den verbrecherischen und arbeitsscheuen, wie mit den würdigen und unglücklichen Armen zu thun, und wenn man sie alle in eins zusammenfasst und Organisationen schafft, die auf sie alle gleichmässig angewendet werden, werden unvermeidlich viele freundlicher behandelt, als sie es verdienen, während andere einer unverdient rohen Behandlung verfallen.

Diese Thatsache ist mir erst recht deutlich geworden durch einen Vorfall in einem nordenglischen Armenhause, der geradezu typisch ist für die gegenwärtige schmähliche Art und Weise, mittellose Bürger zu behandeln. Eine Frau, Soldatenwitwe, welcher der Mann und drei Söhne im Kriegsdienst getötet worden waren, blieb völlig allein zurück. Sie lebte bis zum Alter sparsam vom eigenen Verdienst, bis zunehmende Schwäche und beginnender Brand des Fusses sie zwang, das Armenhaus aufzusuchen, wo sie ohne befreundetes Wesen allein starb. Dort sah ich sie und im Bett neben ihr eine be-

trunkene Prostituierte. Die eine hatte, was ihr Körper leisten konnte, für die Verteidigung des Landes geopfert, die andere hatte ihn der Schande preisgegeben, und doch behandelte dieses Land sie völlig gleich, einfach weil sie beide gleich brotlos waren. Juristen und Gesetzgeber haben seit der Publikation des ersten Armengesetzes von 1601 beständig versucht, mit diesen Fragen fertig zu werden, aber mit sehr geringem Erfolg; der Misserfolg ist vielleicht darauf zurückzuführen, dass sie den Dingen zu fern standen und überhaupt keinen rechten Gesichtspunkt dafür finden konnten. Der Arzt mit seiner Gewohnheit, jeden Fall einzeln mit seinen individuellen Symptomen zu untersuchen und auf die geeigneten Methoden der Behandlung zu prüfen, würde hier vielleicht besser am Platze gewesen sein, als sein rechtsgelehrter Bruder. Wir müssen tiefer blicken als auf die Oberfläche, wir dürfen uns nicht damit begnügen, ein Almosen zu geben und dann mit dem Gefühl erfüllter Pflicht unseres Weges zu gehen.

7.

Was nun die erste Klasse der unterstützten Armen betrifft, die Lasterhaften und Trägen, die nicht arbeiten wollen, obgleich sie arbeiten

können, so müssen wir uns erinnern, dass die Gesellschaft selbst zum grossen Teil für den gegenwärtigen Zustand der Dinge verantwortlich zu machen ist.

Bis zum Jahre 1834 gewährte das Armengesetz auf dem Lande in der Regel den Arbeitslosen das, was als ausreichender Unterhalt galt, und dabei waren diejenigen, welche sich durch selbständige Thätigkeit und eigene Kraft erhielten, oft schlechter daran als die regelmässig unterstützten Armen. Ein Zeuge, der 1834 vor der parlamentarischen Armengesetzkommission vernommen wurde, sagte aus: Ärmlich ist die Lebensweise derer, die Armenunterstützung erhalten, ärmlicher die der kleinen Hausbesitzer und am ärmlichsten die der unabhängig arbeitenden Bevölkerung. Es lässt sich deshalb nicht leugnen, dass die früher geübte Art der Unterstützung gehindert hat, dass sich (zumal in ländlichen Bezirken) ein rechter Unabhängigkeitssinn entwickelte. Die Folge davon ist, dass Leute, bei denen weder körperliche noch geistige Momente der Arbeitsunfähigkeit vorliegen, zur Zeit von Notständen Armenunterstützung beanspruchen und, weil sie sich auf dieses Mittel verlassen, sich keinerlei Mühe geben, selbst für die Zeit der Not zu sorgen. Auch muss das Laster geradezu ermutigt werden, wenn dazu veranlagte Individuen wissen, dass ihnen schlimmsten Falles

das Armenhaus offen steht, und dass sie in der Zeit zwischen ihren Excessen stets Obdach und Nahrung finden.

Die organisierte Wohlthätigkeit ist nun für das Interesse der Siechen, der alten und der würdigen Armen eingetreten, aber die Arbeitsscheuen und Lasterhaften haben sie allzu oft auszunutzen gewusst.

8.

Dass die Gesellschaft früher einen so schweren Fehler begangen hat, ist doch nun aber kein Grund, für immer bei diesem System zu bleiben, vielmehr ist es ratsam, davon abzustehen, sowohl im Interesse der Steuerzahler als im Interesse derer, denen die Steuern zu gute kommen.

Die Armensteuer wird gewöhnlich mit äusserstem Widerstreben gezahlt, letzteres würde aber sehr erheblich abnehmen, wenn man wüsste, dass die Steuer den Alten und Bedürftigen zu gute kommt. Die Menschen sind im ganzen nicht ungrossmütig, man denke nur, mit welcher Bereitwilligkeit Wohlthätigkeitsstiftungen allgemein unterstützt werden; aber die Armensteuer zahlen nur die wenigsten gern, denn sie wissen ganz gut, dass diese Beiträge in den meisten Fällen nur

Trunkenbolden, Nichtsthuern und Verbrechern zu gute kommen. Was die Landarmen selbst angeht, so würde eine Reform in unserem Sinne nicht nur grössere Mittel zur Verfügung für die würdigen Armen bereitstellen, sondern die moralische Atmosphäre des Armenhauses und der Bureaus der Armenpfleger würde erst gereinigt werden durch das Verschwinden des unverschämten Bettlers und der unfähig gewordenen Müssiggänger und Verbrecher, welche besonders untergebracht und nach eigenen Reglements behandelt werden würden; denn diese Elemente gehören zur Domäne der Polizei und des Strafvollzugs; wir mögen danach streben, diesen Auswurf der Menschheit zu bessern, so lange sie aber ungebessert sind, sollen sie die Folgen ihrer Lebensführung ungemildert tragen. Die Gefängniszelle ist immer noch wärmer als die Höhle oder Felsenspalte, in der unsere primitiven Vorfahren Schutz suchten, und die Gefängniskost erheblich besser als die Nahrung des Naturmenschen. Welchen Anspruch hat der träge und gefährliche Vagabund, die Vorteile einer Civilisation zu geniessen, die auf die mühevolle Arbeit der ehrlichen Leute aufgebaut ist, wenn er an dieser nicht teilnehmen will?

Diesen Elementen können wir, wenn wir wollen, Arbeitsgelegenheit schaffen, aber wenn wir ihnen ohne weiteres Brot geben, so nehmen

wir eine grössere Verantwortung auf uns, als die meisten unter uns ahnen. Kleidung und Nahrung heisst so viel, wie die Möglichkeit zu leben und zu heiraten, wenn wir auch das Geringste, nur einen Penny, an den herumziehenden Bettler geben, so geben wir etwas von dieser Möglichkeit, wir nehmen die Verantwortung der »Auslese« auf uns und beeinflussen ihre Ergebnisse, wenn auch nur in ganz geringem Grade. Wir alle spielen der Menschheit gegenüber dieselbe Rolle, wie der Gärtner an seinen Blumen oder der Landwirt an seinen Zuchttieren. Es ist das eine sehr hohe und wichtige Funktion, ihre Wahrnehmung ist nichts weniger als leicht und einfach, und doch versuchen wir uns ohne jede Schulung alle darin. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass der für den gegenwärtigen Zustand der Armenpflege verantwortliche Gesetzgeber und der Einzelne, welcher Hilfeheischende unterstützt, über deren Persönlichkeit er zu bequem war, gründliche Erkundigungen einzuziehen, zum grossen Teile die Verantwortung tragen, wenn das Verbrechertum nicht aus unserer Gemeinschaft verschwinden will.

9.

Wenn wir die Lasterhaften und die trotz ihrer Arbeitsfähigkeit trägen Elemente in eine

besondere Abteilung — die Verbrecherwelt — bringen, so können wir nach Vernunft und Billigkeit mit den beiden anderen Klassen verfahren.

Unter den wechselnden, socialen Lebensbedingungen werden manche Individuen schwer belastet, während andere nur eine geringe Last auf ihren Schultern zu tragen haben. Unsere Lebensbedingungen haben doch nur zum Teil und innerhalb bestimmter Grenzen eine selektive Wirkung, und daher kommt es, dass die Geldsumme, die einer in der Tasche oder im Schranke hat, durchaus kein sicheres Kriterium seiner Fähigkeiten ist, ja nicht einmal derjenigen, Geld zu machen. In einer Gesellschaft, wie der des heutigen Europa, wo eine Familie in einer Generation von Armut zu Reichtum kommen oder den umgekehrten Weg gehen kann und zwar oft infolge äusserer Zufälle, auf die sie gar keinen Einfluss hat, kann Stumpfheit und Laster sich oft auf samtenen Sitzen breit machen, während Intelligenz und Tüchtigkeit auf Binsen[1] sitzen müssen. In civilisierten Staaten kommt, wie ich gleich nachzuweisen hoffe, der Einfluss einer natürlichen Auslese zu wenig zur Geltung. Manche unserer alten Adelsfamilien haben ge-

---

[1] *Rush-bottom,* der aus Binsen geflochtene Stuhlsitz der englischen Armenhäuser. Anm. d. Übers.

wiss zu Beginn ihrer Rolle Männer von grosser Fähigkeit zu Oberhäuptern gehabt, aber die normannischen Familien selbst verdankten die bevorzugte Stellung gegenüber ihren politisch anders organisierten Blutsverwandten in England doch nur der Organisierung ihres Ansturms und ihrer Ansiedelung auf dem Boden der römischen Rechtsordnung. Rasse mit Rasse und Anlage mit Anlage verglichen, verdiente wohl keiner den Vorzug vor dem anderen, aber die Umstände machten den einen zum Lord und den anderen zum Gemeinen. Auslesende Mächte, die in einer Gesellschaft von Wilden zur Wirkung gekommen sein würden, sind in grossem Umfange durch das Erbrecht und die Klassenbildung eingeschränkt worden, und obgleich tüchtige Männer glücklicherweise immer wieder vorwärts kommen und wertlose, lasterhafte Männer zu Fall, so wird das doch in zu grosser Ausdehnung künstlich verhindert. Wir finden, dass in den unteren Schichten viele Männer und Frauen von ausgezeichneten körperlichen und geistigen Anlagen so viel thun, als man bei den höchsten Ansprüchen nur erwarten kann. Vom biologischen Standpunkte aus — dem von Blut, Knochen, Muskel und Gehirn, wie wir ihn in dieser unserer biologischen Untersuchung einnehmen müssen — ist die untere Schicht, die der Arbeiter, qualitativ kaum weniger wert als alle anderen, während sie die mittleren und

oberen Klassen an Zahl erheblich übertrifft. Aber infolge der wechselnden Bedingungen des Lebens (die in keiner Klasse gleichförmig bleiben) leiden sie ganz besonders, denn sie sind der unteren Grenze näher, deren Überschreitung Entbehrung des Nötigsten bedeutet.

10.

Wir sind also nicht berechtigt anzunehmen, dass, wenn wir Elend in unserer Umgebung finden, die Elenden ein Leben geführt haben müssen, welches weniger vorwurfsfrei wäre als unser eigenes. Sie können schwer gearbeitet und eifrig gespart haben und doch der Not verfallen sein. Jede Spur von Herablassung in unserer Haltung ihnen gegenüber wäre eine Ungehörigkeit gröbster Art, und wenn wir überhaupt helfen, so ist es unsere Pflicht, es so zu thun, wie es unter Brüdern geschehen würde, einfach und natürlich. Die Empfänger von Unterstützungen sollen dabei das Gefühl haben, dass sie nur erhalten, was sie selbst zu geben bereit sein würden, dass sie es zu empfangen haben, nicht als ein in Bitterkeit zu verzehrendes Almosen, sondern als die Gabe eines Freundes.

In diesen Fällen ist die Gefahr für die Gesellschaft sehr gross, beiseite zu stehen und nichts zu thun oder erst einzugreifen, wenn es

zu spät ist; während der Abschaum der Verbrecherwelt unterstützt wird, müssen verdiente Glieder der Gesellschaft in das äusserste Elend geraten, ohne dass sich ihnen eine hilfreiche Hand entgegenstreckt. Die zahllosen Geschichten, die man immer wieder von betrügerischen und wohlsituierten Bettlern hört, die jährlich grosse Summen zurücklegen, sind gewiss in vielen Fällen wahr und zeigen, wie wenig unser Gefühl durch unsere Fähigkeit, nachzudenken, geleitet wird. Wir sind zu geneigt, zu geben, wenn unser Gefühl erregt ist, und zu wenig gewöhnt, beizuspringen, um ein drohendes Unheil abzuwenden, wenn wir es nicht unmittelbar vor Augen haben. Wie viele Menschen um uns her sind in einer schwierigen Lage, die mit etwas verständnisvoller Unterstützung sich wieder zu einem gewissen Wohlstande heraufarbeiten könnten. Zu oft warten wir, bis es zu spät, bis so gut wie alles verloren ist, bis wirklich »unser Gefühl« genügend erregt wird.

II.

Während die erste der drei Klassen, in die wir die »Armen« geteilt haben, nur infolge antisocialer Lebensführung und die zweite infolge der Schwierigkeiten ihrer Lebensverhältnisse hilfsbedürftig ist, ist es die dritte Klasse infolge

angeborener Unfähigkeit. Zu den Idioten, Epileptikern und Irren, welche sie umfasst, muss man noch die Vagabunden hinzurechnen, die keine regelmässige Arbeit thun wollen, weil sie es nicht können. Ich sage: nicht können, weil ich wirklich glaube, dass die Vagabunden eine interessante und bisher kaum richtig beurteilte Kategorie für sich bilden. Sie füllen unsere Armenhäuser, zu denen sie sich bei rauher Witterung drängen, und kehren im Herbste in die Städte zurück, die sie bei Frühjahrswetter verlassen haben. Sie schlafen in Scheunen, hinter Zäunen und Hecken und leben von dem, was sie finden, erbetteln oder stehlen. Sie heiraten und haben Kinder, die oft eine wichtige Einnahmequelle für sie bilden, weil sie mehr Almosen sammeln. Giebt man ihnen einen Spaten zum Graben, einen Hammer zum Steineklopfen, einen Garten zum Bejäten, so ermüden sie schnell bei der einen beständig wiederholten Bewegung, wenn sie auch noch so einfach ist; zusammengesetztere Arbeitsleistungen oder Aufträge, deren Ausführung Überlegung und Aufmerksamkeit erfordert, sind für sie ganz ausser Frage. Sie werden gern Krähen aus dem Felde jagen und Kaninchenfallen aufstellen, aber eine gleichförmige Beschäftigung, deren Ziel nicht unmittelbar erreichbar ist, scheint ihnen unerträglich. Man kann nicht umhin, in vielen Fällen dieser Klasse

die direkten Nachkommen unserer wilderen Vorfahren zu sehen, die wahrscheinlich niemals mit dem Strome der Civilisation, der neben ihnen herfloss, in engere Berührung gekommen sind. Sie haben beständig durch die kümmerlichen Mittel existiert, die von der primitiven Menschheit zur Fristung ihres Lebens angewendet worden sind. Almosen, erst in Klöstern, dann aus den Mitteln der Armenverwaltung haben sie am Leben erhalten, und so existieren sie heute noch neben uns.

12.

Was nun auch ihr Ursprung sein mag, diese Elemente sind nun einmal da und führen unter uns ein Leben, das für unsere Gesittung ein Anachronismus und eine Anomalie ist. Was der Wilde an Mühen und Entbehrungen ertragen muss, haben auch sie zu erdulden, aber ohne die Vorteile seiner Existenz, die ihnen in der modernen Gesellschaft, deren Hefe sie darstellen, versagt sein müssen. Ihre Ahnen in der Steinzeit, die in den Ebenen von Sussex und den Wäldern von Yorkshire mit Feuersteinpfeilspitzen nach dem Bussard schossen, fühlten sich in ihrer Umgebung als die Höchststehenden und waren wahrscheinlich mindestens so stolz auf ihre Stellung, wie irgend einer unter uns.

Aber der arme Vagabund, ausgestossen und hilflos, führt ein traurigeres Leben als der Schäferhund auf dem Felde und erbt dieses Elend von einem Jahrhundert zum anderen fort. Sein Fall ist also, ganz wie der des Idioten, Epileptikers und andere Fälle derselben Klasse, zweifellos eine Indikation für Absonderung von der Gesellschaft. Alle diese Individuen sind gleich ungeeignet, sich durch Fortpflanzung zu vermehren, sie sollten daran zu Gunsten der wichtigsten Interessen der Menschheit gehindert werden.

Wir haben in diesem Kapitel gesehen, dass, ganz ebenso wie die hygienischen Fortschritte und sonstigen Vorteile unserer modernen Civilisation auf die Verschlechterung der Rasse hinwirken, auch unsere Gesetzgeber ihr Bestes gethan haben, manche der schlimmsten Leiden der Gesellschaft zu verewigen, die in einer Gemeinschaft ohne Armengesetz längst zu existieren aufgehört hätten.

Das Ziel, welches wir im Auge haben sollten, ist die Verhinderung der Verewigung von Verbrechern und social unbrauchbaren Individuen, aber wahrscheinlich wird jeder ernsthafte Vorschlag, diese Elemente abzusondern, ungünstig aufgenommen werden. Bezüglich der erblichen Krankheiten darf man vielleicht hoffen, dass die öffentliche Meinung bald Heiraten verhindern wird, welche heute

sehr gewöhnliche Vorkommnisse sind, aber bei den Verbrechern und den Untauglichen liegen die Dinge anders. Diese Elemente werden niemals aus einem Gefühl socialer Verpflichtung aufhören, Kinder in die Welt zu setzen, denn für sie ist der Augenblick souverän. Ihr Leben muss für sie durch andere geordnet werden, die Verantwortung dafür auf anderen Schultern liegen. Ein vorläufiger, aber wichtiger Schritt in dieser Richtung wäre die Befreiung der Armenhäuser von allen unwürdigen Insassen. Die Verbrecher würden dann eine Gruppe für sich bilden, und das Publikum, das sie nun erst recht kennen lernt, würde wahrscheinlich sehr bald dagegen protestieren, immer neue Gaunergenerationen zu erhalten, und endlich zu der Einsicht kommen, dass ihre Isolierung unter Umständen, welche keine Härte gegen die Person bedeuteten, das Übel zu vermindern und schliesslich zu beseitigen imstande sein wird.

13.

Für die von Natur Unfähigen, die dann noch neben den in Elend Geratenen und den Greisen ständen, würde man das Mitleid haben, das sie verdienen. Ihr Leben könnte dann lebenswerter gemacht werden, als es heute

ist, und das Armenhaus würde mehr als Schutzheimat der Unglücklichen gelten können wie als Schlupfwinkel für Trunkenkeit und Laster. Die Insassen dieser düsteren Häuser würden ihren Anteil liebevoller Pflege erhalten und etwas von der Wärme menschlicher Sympathie, die ihnen jetzt versagt ist.

SECHSTES KAPITEL

DIE KONKURRENZ

I.

Die vorausgehenden Kapitel enthalten genug Beweise dafür, dass sich in der menschlichen Gesellschaft ein ebenso scharfer Kampf ums Dasein abspielt, wie in der Tierwelt. Man sieht denselben Kampf in kolossalem Umfange, wenn ganze Rassen miteinander ringen und der Erfolg derjenigen zufällt, welche in einer bestimmten Eigenschaft des Geistes oder Körpers überlegen oder besonders reich an Kriegsmaterial ist. Man denke an das Schauspiel eines orientalischen Königs, der eine ganze Nation gefangen hält, um sie Bewässerungsanlagen, Tempel oder Pyramiden bauen zu lassen. Wir sehen in neuerer Zeit die Zerstörung der mexikanischen Civilisation durch die Spanier oder die Ausrottung ganzer wilder Rassen durch die Angelsachsen. Ganz ebenso nehmen wir unter den einzelnen Mitgliedern einer bestimmten Gemeinschaft denselben Kampf wahr,

in welchem die Armen die Besiegten und die Reichen die Sieger sind.

2.

Diese Konkurrenz der Individuen in unserer Gesellschaft ist immer derart beschaffen gewesen, dass mehr Hirnkraft gegen Hirnkraft stand als Muskelmasse gegen Muskelmasse; deshalb ist die Frage interessant, ob unsere Rasse infolge dieses Kampfes in historischer Zeit an angeborener intellektueller Fähigkeit gewonnen hat, und ferner, welche Änderungen vermutlich in Zukunft eintreten werden.

Vor Eintritt in diese Untersuchung muss man zunächst unterscheiden zwischen unserer angeborenen intellektuellen Leistungsfähigkeit und unserem intellektuellen Besitze. Wir sind in diesem Jahrhundert die Erben eines ungeheueren Kapitals aufgesammelter Kenntnisse und Erkenntnisse, welches unvergleichlich grösser ist als dasjenige der Griechen zur Zeit von Sokrates und Plato; trotzdem glaube ich kaum, dass irgend jemand wird behaupten wollen, ein Durchschnitts-Engländer von heute besitze besseres Hirngewebe und eine entsprechend höhere Begabung als ein Durchschnittsbürger des alten Griechenlands; ja mancher wird wohl gar mit Galton sagen,

dass die Hirnkraft des Engländers entschieden geringer ist. Wir dürfen nie vergessen, dass, dank der Vermittelung durch Sprache und Schrift, unser intellektuelles Eigentum ganz wie das materielle an Land, Häusern u. s. w. heute wie früher bei uns von Generation zu Generation vererbt wird, und dass wir gegenwärtig die Bewahrer der Schätze sind, welche durch die beständige, intellektuelle Arbeit unserer direkten und indirekten Vorfahren angehäuft sind. Wir können deswegen nicht entscheiden, ob unsere intellektuelle Leistungsfähigkeit durch unseren Besitz an Kenntnissen gesteigert wird, und müssen nach anderem Beweismaterial suchen. Wenn wir etwa ermitteln wollten, wieviel hervorragende Schriftsteller auf eine Million Einwohner jetzt und im Altertum kommen, so gäbe das durchaus keinen Massstab für die intellektuelle Leistungsfähigkeit der Griechen und Römer mit der unseren, denn jene Völker sind mit uns nicht in direkter Linie verwandt, sondern entfernte Vettern. Indessen können wir Material verwerten, welches für die Schätzung der geistigen Leistungsfähigkeit unserer direkten Vorfahren zu einer Zeit, die Jahrtausende zurückliegt, von Wert ist. Obgleich sie keine geschriebenen Chroniken hinterlassen haben, — denn das Schreiben war selbst zu Ende der hier erwähnten Periode ein schwieriges Verfahren und nur den wenigsten

vertraut, — so haben sie doch in ihren Grabhügeln ihre Schädel hinterlassen als stille Zeugen der Kraft und Thätigkeit des Geistes, der einst dieses Gehäuse bewohnte.

3.

Der Schädel ist die knöcherne Decke des Gehirns und der wichtigen, am Kopfe sitzenden Sinnesorgane. Er entwickelt sich mit diesen und wird denselben angepasst, während sie im Verlauf ihres Wachstums ihre besonderen Rassen- und Familienmerkmale annehmen. Durch eine erschöpfende Prüfung und Vergleichung der Schädel verschiedener Individuen von verschiedener Rasse ist der Anthropologe imstande, mit Sicherheit zu sagen, welches die Rasse und die allgemeine Stellung unbekannter Personen in der Skala der geistigen Entwicklung ist. In einer Rasse, welche bedeutende Hirnkraft besitzt, ist die Hirnschale breit und geräumig, um das darin hausende Organ beherbergen zu können; der Schädel hat grossen Hirnraum, kleinen Kauapparat. Bei einer Rasse mit geringer Hirnkraft finden wir den durch kleinen Hirnraum und grossen Kauapparat ausgezeichneten Schädel. Bei Rassen, die ungefähr auf demselben intellektuellen Niveau stehen, sich jedoch durch andere körperliche

und geistige Merkmale unterscheiden, ist der Schädel gewöhnlich ein charakteristisch geformter Teil, und es lässt sich oft der lange Schädel des Ariers von dem breiten des Finnen oder Magyaren auf den ersten Blick unterscheiden.

In England sind viele der erwähnten Steingräber geöffnet worden, besonders von General Pitt-Rivers und Dr. Greenwell, und in mehreren hundert Fällen hat man wohlerhaltene Schädelreste gefunden. Dieselben reichen in das graue Altertum zurück, in manchen Fällen bis in die Steinzeit, die mindestens in die Zeit vor Christi Geburt zurückzudatieren ist. Wenn man diese Schädel untersucht, so gleichen sie vielen der heutigen, und es ergiebt sich kein rechter Grund für die Annahme, dass sie einen niedrigeren Typus darstellen oder dass die Männer und Frauen, deren Reste sie sind, nicht imstande sein würden, neben uns in der heutigen Gesellschaft zu rangieren, wenn sie unter gleichen Bedingungen der Erziehung heute lebten. Manche unter ihnen, besonders die in den alten Wikingergräbern Bestatteten, müssen prachtvolle Exemplare von Menschen gewesen sein.

4.

Dieses Material, dessen Beweiskraft handgreiflich ist, scheint klar darauf hinzudeuten,

dass die organische Entwicklung der Grundlagen der Intelligenz seit der Zeit, wo die Menschen zum ersten Male einfache Gemeinschaften zu gegenseitiger Verteidigung und Hilfe gründeten, bis zur Gegenwart nicht wesentlich zugenommen hat. Daraus würde folgen, dass wir zwar in Besitz grosser Schätze von geistigen Werten sind, dass wir aber nicht notwendigerweise intellektuell thätiger geworden sind.

Man kann nun wohl fragen, wie sich diese Auffassung mit dem verträgt, was ich bisher über die Wirkung der Auslese gesagt habe. Wir haben ja gesehen, dass Kampf und Konkurrenz beständig zwischen den verschiedenen Gehirnen stattgefunden hat, und es scheint sich doch daraus als natürliche Folge eine selektive Besserung der Gesamtheit der Gehirne ergeben zu sollen.

Ich muss hier einen wesentlichen Unterschied berühren, der zwischen den Resultaten der Konkurrenz unter Tieren und zwischen verschiedenen Mitgliedern einer Gesellschaft besteht. In der Tierwelt sind die schwachen, mangelhaft organisierten oder siechen Individuen immer dem Untergange ausgesetzt, da ihre besser begabten Genossen in der Regel ein Interesse an ihrer Zerstörung haben. Ein sieches Huhn oder eine schwächliche Taube hat nicht nur unter grossen Schwierigkeiten

mit den Genossen um die Nahrung zu konkurrieren, sondern auch mit einem mitleidslosen Instinkte sich abzufinden, welcher die Gesunden dazu führt, das schwache Wesen zu beseitigen, sobald sie seinen Zustand erkennen. In der Tierwelt handelt es sich in der Konkurrenz um Tod oder Leben; der Daseinskampf kennt hier keinen Kompromiss, und der Sieger bleibt allein übrig, um die Rasse fortzusetzen.

Der Mensch aber ist ein sociales Wesen geworden und lebt in Gemeinschaften, deren blosse Existenz es mit sich bringt, dass ihre Mitglieder schon eine gewisse Rücksicht für das Wohlergehen ihrer Genossen erworben haben, denn auch die primitivste Gesellschaft hat das Wohlergehen der Mehrheit zum Ziele. Zwar thut auch in der menschlichen Gesellschaft jeder so viel wie möglich für sich selbst, aber auch unter dem sogenannten Auswurf der Gesellschaft existieren sociale Bande, welche den Menschen fest an den Menschen binden und die in der Tierwelt nirgends zu finden sind. Wir betrachten wohl unsere eigenen Interessen als die bei weitem wichtigsten, wir haben aber doch gewisse Rücksichten für die Interessen anderer, und der primitivste Wilde ist jener höchst menschlichen Tugend fähig, welche man Freundschaft nennt. Daher kommt es, dass, wenn wir im Leben auch unsere eigenen Ziele und Zwecke verfolgen, wir nicht ganz

ohne Rücksicht auf andere bleiben. Es stört uns zwar nicht, dass unser Nächster arm bleibt, wenn wir nur Reichtum und Einfluss besitzen; unser Instinkt der Eigenliebe ist so stark, dass es uns schmerzt, von ihm in der Jagd nach dem Glück überholt zu werden, aber wir fühlen trotzdem eine Abneigung dagegen, ihn direkt zu schädigen.

5.

Der Kampf zwischen Mitgliedern derselben Gemeinschaft ist deshalb nicht so sehr ein Kampf ums Dasein als ein solcher um einen erreichbaren Überfluss an Gütern. Es ist ein Streben nach Besitz und deshalb nicht notwendigerweise ein Kampf, dessen Sieger zugleich die grössten Produzenten für die Rasse sind. Der junge Löwe wird von seinem stärkeren Rivalen getötet und die Ratte, die ein krankes oder verletztes Glied hat, wird von ihren Gefährten angegriffen und aufgefressen; Menschen aber konkurrieren mit einander um Macht, sociale Stellung und die Mittel, zu geniessen und ihre Neigungen zu befriedigen. Der Daseinskampf beim Menschen kann mit Recht ein Kampf um Genuss heissen, in welchem der Natur der Dinge nach nicht jeder in die erste Reihe gelangen kann. Der wohlhabende Händ-

ler hat mehr Fleisch und Wein, als er verzehren, mehr Bücher, als er lesen, mehr Kunstwerke, als er verstehen kann, und doch ist er nicht zufrieden, denn es giebt etwas, das ihm lieber ist, als alles andere, nämlich seinen Nachbarn im Wettlauf vorauszueilen und seinerseits denen gleich zu werden, die früher vor ihm erfolgreich gelaufen sind und sich lange mit Verachtung nach ihm umgesehen haben. Das Tier kämpft unbewusst darum, vermittels seines durchaus nötigen Instinktes der Selbsterhaltung zu überleben, für den Menschen aber ist der Kampf in sehr vielen Fällen eine willkommene Zerstreuung, der er mit Behagen sein Leben lang nachgeht, selbst noch mit dem unsicheren Schritt des Greises, auch wenn dabei das Edelste und Beste des Menschentums in ihm verkümmert. Die Gesellschaft ist bis vor kurzem nicht imstande gewesen, direkt viel Wirksames für die Erhaltung der Schwächlichen zu thun, und diese sind infolge dessen Anstrengungen und Krankheiten ausgesetzt worden; die Unbrauchbaren und geistig Unfähigen haben zwar in dem Rennen nach Reichtum das Nachsehen gehabt, aber sie sind trotzdem nicht in die Lage gekommen, alles zu entbehren; es bleibt somit zu untersuchen, ob sie auch ihren Anteil an Nachkommenschaft beigesteuert haben, und wenn sie es gethan, wäre es leicht zu verstehen, dass nur ein

geringer Fortschritt der organischen Bedingungen geistiger Thätigkeit stattgefunden hat. Darauf deutet nun in der That ein Vergleich unserer Schädel mit denen aus den Grabstätten der späteren neolithischen Zeit.

6.

Ehe wir nun zu entscheiden versuchen, ob ein in der allgemeinen Konkurrenz erfolgloser Mensch in der Regel mehr oder weniger Nachkommenschaft hinterlässt, als einer, der glücklicher gewesen ist, will ich näher auf die besondere Form dieser Konkurrenz eingehen, um ein besseres Verständnis der Bedingungen zu erlangen, unter welchen sie stattfindet.

Um ein einfaches erläuterndes Beispiel anzuführen, so wird in einem gewöhnlichen Wettlaufen der Tüchtigste auch der Erste, falls er sich in normaler Verfassung befindet, und man betrachtet den Wettlauf als eine Probe auf vorhandene Fähigkeiten.

Um Konkurrenten, die sonst ohne alle Aussichten auf Gewinn wären, zu ermutigen, werden gewöhnlich ein paar Handicap-Rennen eingerichtet, d. h. man giebt allen Bewerbern gewisse Vorteile, mit Ausnahme des tüchtigsten Mitläufers, der *scratch* genannt wird. Das Ergebnis eines derartigen Wettlaufes ist kein Beweis für Tüchtigkeit und der Gewinner ist oft

der Schwächste und Kurzatmigste der ganzen Schar; er gewinnt infolge der Vorteile des »Handicaps«, die ihm eingeräumt waren. Nun ist ein Tier und ein ganz primitiver Wilder immer ein *scratch*, ihnen wird nie ein »Handicap« gegeben; andererseits bringen civilisierte Gemeinschaften von Beginn ihrer festen Begründung an immer ein System von ungleich verteilten, äusseren Vorteilen mit sich, die nicht notwendigerweise den Bedürftigsten zuteil werden und damit bewirken, dass der Kampf oder die Konkurrenz nicht mehr ein rechter und echter Beweis für wahre Tüchtigkeit ist, wie er es unter urwüchsigen Bedingungen war.

Dazu kommt es auf mancherlei Wegen, vor allem aber durch die Aufhäufung und Vererbung von Eigentum. Anstatt der früheren Existenz von der Hand in den Mund haben alle Gemeinschaften in natürlicher Entwicklung die Institution des Privateigentums geschaffen, haben sie einzelnen Individuen ermöglicht, grosse Mengen von Nahrungsmitteln, Kleidung u. s. w. anzusammeln und zu erwerben, oder das aufzuspeichern, was für dieselben eingetauscht werden kann, — Geld.

Durch Darleihung von Teilen dieses Eigentums an die, welche dessen bedürfen, und durch Erhebung einer prozentuellen Gegenleistung für solche Darlehen kann das Kapital dauernd

so viel gewähren, als zum Lebensunterhalt gehört, ohne dass sein Eigentümer irgend welche Arbeit aufwendet. Durch das Erwerben von Reichtum mittels körperlicher oder geistiger Arbeit und durch seine dem Ausleihen folgende Vermehrung hat dieser sich in gewissen Familien und in gewissen Klassen aufgehäuft, und die daran gebundene Macht ist von einer Generation auf die andere übergegangen. Um Reichtum in nennenswerter Menge zu erwerben, muss man in der Regel grosse körperliche Übung und Gesundheit oder bedeutende geistige Bildung anwenden, und diese Mittel können nur von Kindern solcher Leute erworben werden, die Kapital für diesen Zweck hergeben können.

Die reicheren Klassen innerhalb jeder Gemeinschaft haben somit entweder Kapital genug, um ihre Kinder bei völligem Nichtsthun zu unterhalten oder sie wenigstens in Stellungen zu bringen, die denselben die Gelegenheit bieten, sich selbst ein Kapital zu erwerben.

Kinder solcher Familien, welche wenig Geld besitzen, sind von vornherein im Nachteil, und nur bei ausserordentlichen Fähigkeiten wird es ihnen möglich werden, im Kampfe mit ihren vom Glück mehr begünstigten Nachbarn Erfolg zu ernten.

7.

Wenn nun Besitz und Macht immer in der Hand der Fähigsten geblieben wären und wenn diese immer tüchtige Frauen geheiratet hätten, dann würden Beide da zu finden sein, wo sie den grössten Vorteil bringen; das ist aber gewiss nicht der Fall. In England wurden, wie bereits oben erwähnt, die Anteile an Land und Reichtum den Männern aus den Reihen der Eroberer gegeben, welche die grösste Begabung für Krieg und politische Intrigue gezeigt hatten, auf Kosten gleich fähiger Männer unter den Besiegten. England erhielt so einen Adel, der thatsächlich auf dem Niveau der heimischen Bevölkerung stand, der aber infolge vorausgehender Bekanntschaft mit der bewundernswerten Organisation der römischen Kirche und mit den höher civilisierten Staatswesen Südeuropas die Kunst organisierter Kriegsführung besass und dadurch die notwendige Unterordnung der Masse unter eine kleine Zahl von Führern; das waren Lehren, welche die damals England bewohnende Rasse nicht hatte empfangen können. In neuerer Zeit ist in England der in Handel und Industrie erworbene Wohlstand und die daran geknüpfte Macht den Minderwertigen ebensogut zugefallen wie den Tüchtigen, unter Ausschluss der Mehrheit aller Individuen, gleichviel zu welcher dieser beiden Klassen sie gehörten.

Die Bevölkerung der Süd- und Ostküste, wo Hafenbauten möglich waren, zog ihren Nutzen aus dem seiner Zeit in diesen Gegenden emporblühenden Handel, während später, nach Entwicklung der westlichen Kolonien — Union und Canada — die an der Westküste wohnende Bevölkerung sich an dem aufblühenden Handel bereicherte. Personen, welche Grundbesitz von lediglich agrarischem Werte hatten, der grosse Revenuen abwarf, waren dagegen eines Tages infolge der zunehmenden Einfuhr von Landwirtschaftsprodukten ohne jedes Einkommen. Andere, auf deren Grund und Boden sich der Zugang zu Mineralschätzen fand, wurden ebenso schnell reich, ihr ganzer Umkreis nahm an diesem Gewinne teil. Wenn also A reich geworden ist und B nicht, so folgt daraus nicht einmal, dass A besser Geld zu machen versteht als B, von anderen Vorzügen, die B besitzen kann, gar nicht zu reden. Es folgt daraus, dass A und B ihre Gleich- und Ungleichwertigkeit nur an den Tag legen könnten, wenn sie sich unter gleichen Bedingungen gegenüberständen. Aber diese sind, wie wir gesehen haben, nur selten gleich, und beim Reichwerden geht es meist zu, wie bei einer Lotterie.

Wie man nicht garantieren kann, dass jeder reichgewordene Mensch ein tüchtiger Geschäftsmann ist, so kann man auch nicht be-

streiten, dass ein beträchtlicher Teil derer, die vorwärts kommen, eine über den Durchschnitt stehende Intelligenz besitzen.

8.

Dass ein solcher Mann aber auch Kinder habe, die gleichfalls mit Geschick Kapital schaffen werden, ist deshalb wenig wahrscheinlich, weil er voraussichtlich eine Frau wählen wird, der nichts mehr fehlen wird, als gerade diese Fähigkeit; wir wissen nicht genau, welche Rolle Vater und Mutter, jedes für sich, bei der Bestimmung der Anlagen ihrer Nachkommenschaft spielen, und gerade die Ungewissheit in dieser Frage deutet auf eine ziemlich gleiche Beteiligung beider, denn wenn hier ausgesprochene Unterschiede vorlägen, so würden dieselben bereits bekannt sein; wir können deshalb annehmen, dass ein Durchschnittskind in seinen Fähigkeiten ganz ebenso vom Vater wie von der Mutter abhängt. Nun kommen, schon deshalb, weil man für die Ehe mehr durch Unterschiede als durch Übereinstimmungen auf seiten des anderen Teils angezogen wird, die Möglichkeiten in Betracht, die sich aus dem Bestehen stark entgegengesetzter Eigenschaften bei dem Lebensgefährten ergeben, ferner sprechen alle Chancen dafür, dass

die Frau eines zu Reichtum aufgestiegenen Mannes nicht mehr als gerade eine Durchschnittsbegabung besitzen wird. Wenn dem so ist, dann werden die einer solchen Ehe entspringenden Kinder im Durchschnitt weniger begabt sein als ihr Vater, falls dieser überhaupt ein tüchtiger Mann ist.

Wir sehen also, dass die Aussichten, begabte Männer und Frauen — es ist hier natürlich von angeborenen Anlagen die Rede — unter Familien von ererbtem Rang und Reichtum anzutreffen, geringer sind als die Chancen, diese Fähigkeiten unter denen zu finden, welche ihren Wohlstand selbst erworben haben, und dass demnach auch wahrscheinlich die Durchschnittsfähigkeit in den begüterten Schichten nur wenig über dem Durchschnittsniveau der ganzen Bevölkerung stehen wird. Dass ein gewisser, mässiger Unterschied vorhanden sein wird, kann man zugeben, denn das Talent hat seinen eigenen Wert; die reicheren Klassen nehmen beständig begabte Individuen in ihre Reihen auf, während die Armen sich stets aus den Unbrauchbaren rekrutieren.

Wie die Dinge liegen, ist die Siebung, um die es sich bei unserer Untersuchung handelt, sehr unvollständig; man findet deshalb in allen Klassen alle Grade geistiger Begabung, von der Idiotie bis zu dem Genie, welches dem Denken und Handeln neue Bahnen anweist.

9.

Das Kapital der Wohlhabenden giebt ihren Kindern — die nicht notwendigerweise die Bestbegabten zu sein brauchen — einen ungeheueren Vorteil in der Konkurrenz mit den Söhnen der Armen, mit dem Resultat, dass sicher in der grossen Mehrheit der Fälle das Kind des armen Mannes zurückbleibt. Abgesehen von dem persönlichen Einfluss des Vaters, wenn es sich darum handelt, seinen Kindern eine vorteilhafte Stellung innerhalb der eigenen Berufsart oder des eigenen Geschäftszweiges zu verschaffen, ist der wohlhabende Mann imstande, ihnen eine kostspielige Bildung zu gewähren, die für das Fortkommen in der Welt wesentlich ist. Eine kraftvolle Persönlichkeit hat überall viel zu bedeuten, aber Schulung ist auch sehr wesentlich, und dieser Vorteil war, in England wenigstens, bis vor kurzem nur den wohlhabenden Klassen zugänglich; die höheren Schulen und die Universitäten Englands wurden bis in die neueste Zeit hinein nur von den oberen Klassen und den Angehörigen der höheren Berufsarten besucht, und selbst Mitglieder dieser Gesellschaftsschichten waren davon ausgeschlossen, wenn sie ein abweichendes Glaubensbekenntnis hatten. Der Zutritt zu den höheren Berufsarten blieb allen versagt, ausser denen, die Kapital besassen, und armen Kindern war es

oft unmöglich gemacht, auch nur elementare Kenntnisse zu erwerben, ausser in Schottland, das mit der Einführung des allgemeinen Primärunterrichts England um dreihundert Jahre voraus ist. Wenn man weiss, dass 41 % der im Jahre 1839 heiratenden Personen ihren Namen nicht schreiben konnten, versteht man, welche ungeheuer grosse Zahl der Mitglieder der Gemeinschaft durch ungenügende Vorbildung konkurrenzunfähig waren.

Aber die wohlhabenden Klassen sind nicht nur immer in der Lage gewesen, ihre Kinder mit Kapital und besserer Bildung, als die Kinder ihrer armen Nachbarn hatten, auszustatten, sondern die ärmeren Klassen sind auch bis in verhältnismässig neue Zeiten hinein unmittelbar unterdrückt und zurückgedrängt worden. Ich erinnere in dieser Beziehung an die Thatsache, dass die englischen Arbeiter sich bis zum 16ten Jahrhundert gefallen lassen mussten, dass ihr Arbeitslohn durch Gesetz oder durch den Spruch von Richtern festgesetzt wurde, die oft selbst Arbeitgeber waren. Der Lohn wurde wesentlich nach dem Preise der Lebensmittel festgesetzt; um Wanderungen zum Aufsuchen besserer Löhne zu verhindern, wurden die Arbeiter durch Androhung schwerer Strafen gezwungen, an ihrem Geburtsort zu verbleiben. Ich habe bei diesen Erörterungen durchaus nicht die Tendenz, durch die Anführung von

Beispielen für Verwahrungsweisen, die man heute als ungerecht und unbillig bezeichnen würde, die Kapitalisten als solche zu diskreditieren. Nichts berechtigt uns zu der Annahme, dass unsere Vorfahren mit Bewusstsein unbillig verfuhren, und gewiss werden auch viel Sitten und Usancen von heute unseren Nachkommen als grobe Verstösse gegen die Gerechtigkeit, wie sie dieselbe verstehen werden, erscheinen.

Jede Generation bethätigt die sie beherrschenden Anschauungen, und wenn heute das allgemeine Gewissen feinfühliger ist und unsere Vorstellungen von Recht und Unrecht klarer und massgebender für unser Handeln sind, müssen wir uns erinnern, dass dies einen moralischen Fortschritt bedeutet, den wir wie unseren materiellen und moralischen Besitz unseren Vorfahren verdanken und den wir nicht ungemehrt weiter zu geben bestrebt sein müssen.

Der Punkt, den ich hier hervorzuheben wünsche, ist, dass es auch in civilisierten Gemeinschaften an einer gleichen Verteilung der Chancen und Vorteile für jedes in ihnen geborene Kind fehlt. Ohne Erfüllung dieser Bedingung ist es unmöglich, dass die Vereinigung der Kräfte und Bestrebungen der Gesamtheit ihre grösste Höhe erreicht, denn ohne dies wird viel individuelle Kraft unterdrückt, so manche Impotenz künstlich aufgestutzt, und die Konkurrenz verfehlt in grossem Umfange

ihre Aufgabe, die fähigsten Bewerber an die Spitze zu bringen.

10.

Gegenüber dieser Lage der Dinge scheint vieles darauf hinzudeuten, dass neuerdings sich eine Änderung in dieser Richtung anbahnt, die der individuellen Fähigkeit dem Range und dem Reichtum gegenüber mehr Bedeutung beilegen will.

In England werden planmässige Versuche gemacht, die Volksschulen derart in Fühlung mit den Universitäten zu bringen, dass die Kinder Armer, wenn sie genügend befähigt sind, ohne weiteres sich einer höheren Berufsart zuwenden können. Das ist im Interesse intellektueller Leistungen sehr zu wünschen, denn die Studentenschaft wird sich dann aus einem grösseren Material rekrutieren und geistig begabte Menschen werden nicht mehr einer rein mechanischen Arbeit verfallen. Man kann kaum annehmen, dass die wunderbare Produktivität des schottischen Unterlandes an so vielen hochbegabten Männern nur auf einer Überlegenheit der Rasse beruht, denn die Bevölkerung der englischen Ostküste hat ganz dasselbe Blut; die Trennung von England und Schottland beruht keineswegs auf ethnologischen Unter-

schieden, sondern auf einer politischen Teilung des alten Königreichs Northumberland. Viel wahrscheinlicher und rationeller erscheint mir eine Erklärung, die sich auf die in ganz Schottland verbreitete ausgezeichnete Volksschule bezieht und auf die alten und engen Beziehungen der schottischen Universitäten mit fast allen Kirchspielen im Lande. Die bestmögliche Schulung ist seit vielen Jahren jedem strebsamen Farmer für seine Kinder zugänglich, der, wenn er einen begabten Sohn hat, ohne Mühe die geringen Kosten für seine Ausbildung auftreiben kann.

England ist bisher in der Entwicklung seines öffentlichen Schulwesens zurückgeblieben, aber jetzt wird endlich auch dem Armen der Unterricht so zugänglich wie dem Reichen. Das Volksschulwesen ist ganz neu organisiert worden, in den grossen Bevölkerungscentren werden jetzt Universitäten und Hochschulen, die den Bedürfnissen und den Mitteln der ärmeren Klassen entsprechen, errichtet, und eine ganz andere Kategorie von Studenten wird dort für den intellektuellen Kampf des Lebens ausgerüstet, die nicht mehr allein aus den Reihen der Gentry, sondern auch aus denen des unteren Mittelstandes und des Handwerks hervorgehen. Daneben sorgt die Errichtung technischer Mittel- und Hochschulen dafür, dass die Kinder der Armen mit wenig oder gar keinen

Kosten technische Bildung erwerben, und organisierte Stipendienverleihung ist an Stelle der früher privaten Protektion getreten.

Heute wachsen nicht nur beständig die Aussichten der Armen, in die höheren Schichten der Gesellschaft aufzusteigen, sondern die höheren Stände fangen auch an, Beschäftigungen, von denen sie früher nicht einmal Notiz genommen hätten, als eventuell geignete Berufe für ihre weniger begabten Kinder zu betrachten, so dass heute auf der socialen Stufenleiter ein sehr viel lebhafteres Auf und Ab zu beobachten ist, als das vor fünfzig Jahren der Fall war. Der Chirurg und der eine allgemeine Praxis treibende Arzt wurden früher über die Achsel angesehen und mit dem Krämer auf eine Stufe gestellt, der Handel in allen seinen Zweigen galt als eine zwar nötige, aber nur für schlecht erzogene und gesellschaftlich unmögliche Leute zulässige Beschäftigung. Heute scheinen die Eltern diese Berufe mit etwas mehr gesundem Menschenverstande zu betrachten. Sie können nicht jeden Sohn Gutsbesitzer, Pastor, Offizier oder Jurist werden lassen und schicken ihn deshalb in Banken, Comptoire und Brauereien oder in eine der Kolonien, um Apfelsinen zu bauen oder Schafe zu züchten. Sehr von oben herab angesehene Lebensstellungen werden heute freundlicher betrachtet, denn Väter und Mütter werden nicht über Lebenslagen aburteilen,

welche eines Tages ihre Kinder oder nahen Verwandten einnehmen können.

Man hat also angefangen, der individuellen Begabung und Strebsamkeit mehr Spielraum zu gewähren, aber man kann durchaus nicht behaupten, dass diese Eigenschaften nun vollkommen ungehindert sich entfalten können. Immerhin ist die allgemeine Tendenz neuerdings einer Forträumung der künstlichen Schranken zwischen den verschiedenen Klassen günstig, so dass Rang und Reichtum denen leichter zugänglich sind, welche früher durch ihre Geburt von aller Hoffnung darauf ausgeschlossen waren; die Kinder der Wohlhabenden aber können Stellungen einnehmen, die früher für gänzlich unannehmbar gegolten hätten. Diese Richtung scheint also zu den Tendenzen der modernen Demokratie zu gehören, aber es ist durchaus zweifelhaft, ob das auf diesem Wege zu erreichende Resultat schliesslich der Demokratie besonders wünschenswert erscheinen wird. Unzweifelhaft werden Klassenunterschiede von ganz künstlicher Art immer mehr zerstört, aber doch nur durch Schaffung neuer, dauerhafterer Klassenbildung. Die Preise, welche die Zukunft zu gewähren hat, werden wie immer der Minorität, nicht der grossen Masse zufallen, denn Kampf und Konkurrenz sind nicht geringer geworden, und es können nicht alle Gewinner sein. Durch ein vollständigeres und gründlicheres

Auslesen der Tüchtigen und Intelligenten aus allen Klassen bildet sich heute und noch mehr in Zukunft eine Aristokratie von wirklichem, innerem Wert und wahrer Vornehmheit, die sich mit jeder Generation mehr und mehr von der grossen Masse absondern wird.

Man kann kaum zweifeln, dass die höher Begabten immer über reichere Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu verfügen haben werden, als die Massen der relativ Unfähigen besitzen werden, denn die Gesellschaft wird stets für den geschickten Ingenieur und den hervorragenden Komponisten ein Interesse und eine Rücksicht haben, die an einen Mann von nur geringer Entwicklungsfähigkeit zu verwenden Verschwendung sein würde; die Hilfsquellen der Gesellschaft, ja die der ganzen Erde, sind genau begrenzt, und eine ernste Notwendigkeit gestattet nicht mehr, als eine gebührende Menge derselben in jedem Einzelfalle aufzuwenden. Es ist sehr möglich, dass das Niveau des Behagens und der Lebensführung der arbeitenden Klassen künftig erheblich höher sein wird als jetzt, und dass auch ihr geistiges Niveau sich hebt, aber sie werden im Vergleich mit anderen Produzenten immer relativ arm sein. Wenn alle Welt sich in Seide kleiden und von Lammbraten und jungen Erbsen leben wird, werden diese Genüsse nicht mehr als ein Vorzug gelten, denn wir schätzen

nicht das, was wir besitzen, sondern das, was wir nicht besitzen, hoch. Der Arbeiter in Stadt und Land geniesst eine bessere Nahrung, hat eine gesündere Wohnung und sehr vieles Andere besser, als seine Eltern und Vorfahren, aber mit anderen Klassen verglichen ist er doch geblieben, was er war. Er ist »ein armer Mann«, er beklagt als solcher sein Los und wenn er etwas Ehrgeiz hat, so strebt er nach dem, was er andere besitzen und geniessen sieht. Gegenwärtig kann der Arbeiter, der mit seinem Lose unzufrieden ist, mit einem gewissen Sinne und Rechte hoffen, auch grösseren Forderungen genügen zu können, und andere Aufgaben und Chancen wünschen, denen er sich in vielen Fällen auch gewachsen zeigen würde. Wenn aber die Tendenzen unserer Zeit weiter wirken und die Tüchtigsten infolge ihres ehrgeizigen Bemühens zu höherer gesellschaftlicher Stellung gelangen, dann wird man unter den künftigen Arbeitern kaum noch eine nennenswerte Zahl von Männern finden, deren angeborene Talente sie zu Leistungen befähigen, welche höhere geistige und körperliche Gewandtheit erfordern. Es werden dann wirkliche organische Unterschiede, die eine Klasse von der anderen unterscheiden, und die Idee der socialen Gleichheit, die schon heute so vielen utopisch erscheint, wird dann eine offenkundige Absurdität sein und die

unmögliche Vorstellung enthalten, dass Dinge, die ungleich sind, zur selben Zeit gleich sein können.

II.

Ich kann diese Frage des Kampfes zwischen den Individuen nicht verlassen, ohne auf einen sehr wichtigen und interessanten Punkt hinzuweisen. Wir haben gesehen, dass die Gesellschaft begabten Individuen aller Klassen immer mehr Aussichten und Möglichkeiten gewährt, Besitz und Rang zu erwerben, und dass die Bildung einer Oberschicht aus diesen Auserwählten im Gange ist.

Unglücklicherweise vollzieht sich diese Auslese nur in einigen ganz bestimmten Richtungen und der Prozess verläuft durchaus nicht so, dass diese Oberschicht unsere besondere Sympathie und Billigung verdient. In biologischen Büchern lesen wir oft von der »Auslese der Passendsten«, und die Biologen gebrauchen diesen Ausdruck in einem ganz besonderen technischen Sinne. Er bedeutet durchaus nicht, dass immer nur die Leistungsfähigsten und Intelligentesten überleben, das ist vielmehr nichts weniger als eine universelle Regel. Die »Passendsten« sind oft unthätig und geistig träge, man denke an den Fall des Überlebens der zahmen

Ente mit ihren nutzlosen Flügeln, des Maulwurfs mit seinen überflüssigen Augäpfeln. In diesen Fällen haben Flügel und Augen aufgehört, von Nutzen zu sein; diese Tiere mögen zwar, an und für sich betrachtet, untüchtiger erscheinen, aber in ihrer einmal gegebenen Umgebung haben sie bessere Chancen, als der Fall sein würde, wenn ihre Ausrüstung höher stände. Die Biologen sprechen von »passend«, einfach in dem Sinne »zum Fortkommen in der Umgebung passend«, und oft sind eigentlich recht tiefstehende Tiere und Menschen die »Passenden« in diesem Sinne des Wortes.

Was nun die in Bildung begriffene Oberklasse oder ihre verschiedenen Schichten betrifft, so werden die sie bildenden Individuen passend im biologischen Sinne des Wortes sein, denn sie stellen ja diejenigen dar, die am besten den Bedingungen genügten, welche die Gesellschaft als Bedingung für das Fortkommen in ihr gestellt hat. Ob diese Passendsten nun eine Aristokratie von wirklich hohem Werte bilden oder nicht, wird ganz von der Art der Bedingungen abhängen, denen sie sich zu fügen haben, kurz, es wird auf die Auslese ankommen, welche die Gesellschaft durchführt.

Muss man nicht aber konstatieren, dass die Gegenwart gerade dem den Vorzug giebt, der begabt, schmiegsam und Streber ist? Wählen wir nicht Männer aus, deren besondere Fähig-

keiten stark an Klauen und Hufen erinnern, ohne Rücksicht auf die Eigenschaften, die wir doch als solche höherer Art zu betrachten gelernt haben? Geht man diesem Gedankengange weiter nach, so findet man nicht leicht ganz sicheres Beweismaterial, man ist vielmehr auf die allgemeinen Erfahrungen und Eindrücke angewiesen, die einem im Laufe des Lebens zugeflossen sind.

Diese Erfahrungen scheinen nun aber dafür zu sprechen, dass derjenige Typus, der stets und überall den grössten Erfolg hat, den Mann bezeichnet, welcher ein einziges Ziel im Leben hat, das er ohne jede andere Rücksicht verfolgt, und dass eine derartige Lebensauffassung und Führung notwendigerweise Selbstsucht und Gleichgültigkeit gegen das Wohlergehen der Anderen in sich schliesst. Wir sehen so viele Männer von der grössten Tüchtigkeit, die zugleich selbstlos und in jeder Beziehung tadellos sind, ohne äussere Erfolge sich abmühen, ja sie werden von Männern überholt, die zweifellos unter ihnen stehen; aber diese Durchschnitts-Menschen besitzen die instinktive Begabung, in allen Dingen denjenigen Weg herauszufinden, der am schnellsten zum Erfolge führt.

Wie oft sehen wir nicht, wie selbstlos und hochherzig die Armen einander in Not und Krankheit beistehen? Liegt da nicht die Frage nahe, ob wir nicht richtiger sagen müssten,

dass die Hochherzigen arm bleiben, dass ihnen notwendigerweise das Temperament fehlt, welches man besitzen muss, um in dem heutigen, Brust an Brust geführten, immer erbitterter werdenden Kampfe um Reichtum obzusiegen?

Man kann also durchaus mit dem demokratischen Zuge unserer Zeit sympathisieren, kann ihn als unvermeidliches Übergangsstadium zu besseren Zuständen betrachten, ohne für die damit verknüpften Gefahren blind zu sein, und man darf sich nicht der Illusion hingeben, dass die damit verbundenen Veränderungen für sich allein sehr wünschenswerte oder bleibende Ergebnisse haben werden.

SIEBENTES KAPITEL

DIE UNFRUCHTBARKEIT DER LEISTUNGS-FÄHIGEN

I.

Wir haben im letzten Kapitel gesehen, dass in socialen Gemeinschaften der Kampf der einzelnen Individuen unter einander kein offener, ehrlicher ist, sondern dass alle durch die umgebenden Bedingungen, wie Mangel an Kapital, Erziehung und andere Einflüsse, begünstigt oder benachteiligt werden. Wir haben gesehen, dass die Chancen des Erfolges in neuerer Zeit gleichmässiger unter alle verteilt sind, und infolge dessen die Fähigeren und Rücksichtsloseren mehr Aussicht haben, eine neue Oberklasse zu bilden, sodass den arbeitenden Klassen alle Elemente entzogen werden, welche die passenden Eigenschaften besitzen.

Wir haben bisher diesen Kampf um Rang und Reichtum betrachtet, ohne zu fragen, welchen Einfluss derselbe auf die kommende Generation haben muss; darauf werden wir jetzt einzugehen haben. Wenn die erfolgreichen

und begabten Konkurrenten durchschnittlich ebensoviel Kinder produzieren, wie die erfolglosen und unbegabten, so wird das Talent offenbar weder ab- noch zunehmen; es wird lediglich dem Siebungsprozess der Auslese unterworfen bleiben und immer mehr darnach streben, einen Platz in den obersten Schichten der Gesellschaft einzunehmen.

Wenn sich jedoch ergeben sollte, dass die Erfolgreichen geringere Fruchtbarkeit besitzen, dann werden die Talente seltener werden, die Aristokratie wird neben der fruchtbaren Demokratie mehr und mehr zusammenschmelzen und schliesslich ganz verschwinden. Wenn man dieses Resultat ins Auge fasst, so geschieht es natürlich unter der Voraussetzung, dass zwischen Mitgliedern erheblich verschiedener Klassen verhältnismässig wenig Heiraten vorkommen werden; man darf das auch annehmen und zwar deshalb, weil Klassenunterschiede stets die Freiheit der Geschlechtsverbindung eingeschränkt haben, selbst da, wo diese Unterschiede ganz und gar künstlich waren.

2.

Nun hat man allen Grund anzunehmen, dass die Carrière, welche durch die Kämpfe in der modernen Gesellschaft hindurch dem Einzelnen

Erfolg giebt, relative Sterilität mit sich bringt und notwendig macht; wenn das thatsächlich so ist, erscheint es sicher, dass das Talent auf den Aussterbe-Etat gesetzt ist und somit die Durchschnittsbegabung der Rasse unvermeidlich sinken muss. Während in der Tierwelt diejenigen Eigenschaften, welche dem Individuum im Kampfe ums Dasein Erfolg sichern, auch der Nachkommenschaft ihren eigentümlichen Stempel aufdrücken, bedingt unsere moderne Gesellschaft geradezu das Gegenteil.

In der Tierwelt führt Passendsein zu Überleben und Fortpflanzung, und Nichtpassen zu Untergang und Unfruchtbarkeit; beim Menschen dagegen führen Tüchtigkeit und Erfolg zwar zu Ehre und Reichtum, aber auch zu relativer Sterilität, und derjenige, welchen die Gesellschaft zu übersehen beliebt, liefert einen grösseren Beitrag zur Bevölkerung der Zukunft.

Man könnte sich nun gar kein besseres System ausdenken, um die Zukunft der Rasse zu schädigen und die Machtstellung eines Volkes zu untergraben, als diese fortgesetzte Beseitigung von Individuen, welche angeborene Fähigkeiten besitzen; dieses Ergebnis muss aber eintreten, wenn die besten Bürger beständig dazu verleitet werden, um des Besitzes und der Ehre willen ihre Pflicht der Rasse gegenüber zu vernachlässigen: Väter einer zahlreichen Familie zu werden. Ein derartiges System

muss der Nation beständig diejenigen Eigenschaften entziehen, welche am meisten bewundert werden und die es wohl auch am meisten verdienen, ihr erhalten zu bleiben.[1]

Ein Volk, das einem derartigen Verfahren lange unterworfen gewesen ist, gleicht einem Garten, der jahrelang seine Früchte hat hergeben müssen, dessen Boden aber nichts zugesetzt worden ist und der wohl noch Unkraut und Gestrüpp hervorbringen wird, aber keine Kulturpflanze mehr zu ernähren vermag.

Wenn wir also finden, dass unsere heutigen, mehr demokratischen Anschauungen zu einem solchen Ergebnis drängen, müssen wir uns fragen, ob es keinen Weg giebt, der Gefahr zu entrinnen. Man kann einerseits nur mit jedem System sympathisieren, welches darauf ausgeht, jedem den Platz anzuweisen, auf welchen er passt, und jede Begabung und Tüchtigkeit möglichst zu entwickeln, die sich irgendwo in der Gesellschaft findet. Unsere Sympathie für die Unterdrückten und unser Bestreben, denen zu helfen, welche den höheren Aufgaben des Lebens genügen wollen, sind nur ein Ausdruck der Thatsache, dass wir deshalb ein gesellschaft-

---

[1] Ich nehme es hier als ausgemacht an, dass die Passenden und Erfolgreichen auch die Besten sind. Dass dies thatsächlich nicht immer der Fall ist, habe ich im vorigen Kapitel gezeigt.

liches Zusammenleben geführt haben und führen, weil die Fähigkeit, zu lieben und auf die Zuneigung anderer Wert zu legen, zu unserem Wesen gehört. Es wäre traurig, wenn diese Liebe nie zu einem vielleicht wenig weisen Übermass geführt, wenn sie uns nie zu Handlungen getrieben hätte, die sich nachträglich als an und für sich nicht vollkommen verständig ergeben.

Ich habe schon darauf hingewiesen, dass wir natürlich zunächst an unsere Umgebung, unsere Zeitgenossen denken und das Bild des Lebens um uns beobachten; an die Entwicklung der Zukunft und an die weiteren Folgen unseres jetzigen Handelns denken wir zuletzt. So haben denn auch unsere Politiker, ohne dass man an ihren guten Absichten zweifeln durfte, nach der Hebung des Individuums gestrebt und nach der Anpassung der individuellen Fähigkeit für geeignete Bethätigung. Sehr selten hat man sich gefragt: Was wird das Ergebnis meines gegenwärtigen Handelns für die nächste Generation sein? Das muss man durchaus entschuldigen, denn bis vor kurzem gab es bei unserer absoluten Unbekanntschaft mit den Hauptthatsachen der Entwicklung keine Antwort auf solche Fragen.

3.

Wenden wir uns nun der uns allen gemeinsamen Lebenserfahrung zu, so finden wir wohl ziemlich deutliche Beweise dafür, dass unter dem Zwange der äusseren Lebensverhältnisse tüchtige und ehrgeizige Männer weniger Kinder haben als der Rest. Ich will einige jedermann zugängliche Thatsachen dieser Art näher betrachten. Der Landarbeiter, dessen Erziehung meiner Meinung nach durchaus nicht ohne intellektuellen Wert ist, erhält diese Erziehung unentgeltlich; auf dem Hofe geboren, saugt er, ohne zu merken wie, aus dem, was er sieht, beständig stückweise die Kenntnisse ein, die ein Ackerarbeiter braucht. Die grobe Arbeit, die er zu verrichten hat, bedeutet eine sehr mannigfaltige, obgleich häufig unterschätzte Geschicklichkeit, und er kann diese ganze Schulung ohne Kosten sehr wohl bis zu seinem zwanzigsten Jahre erworben haben. Er kann dann schon den höchsten Lohn seiner Klasse verdienen, denn er zählt als durchaus voll, und er bekommt und leistet auch nicht mehr, wenn er 40 Jahre alt geworden ist. Der Maximallohn, den er in so frühem Alter bereits verdient, setzt ihn nun in den Stand, eine Frau und Kinder zu ernähren. Die Folge davon ist, dass der Landmann gewöhnlich zu Anfang der Zwanziger heiratet und gern ein Weib gleichen

Alters wählt. Das Paar ist also während der ganzen Dauer der fruchtbaren Zeit beider Geschlechter verheiratet und hat so viele Kinder, als es der Natur der Dinge nach überhaupt hervorbringen kann. Ungefähr dasselbe gilt für den Fabrikarbeiter und den kleinen Handwerker; auch in diesen Fällen kann eine vollständige Übung in der herkömmlichen Routine der einzelnen Zweige in frühester Jugend erworben werden, und späterhin wird kein weiterer Fortschritt mehr gemacht. Die für die meisten derartigen Leistungen nötige Handfertigkeit wird auch thatsächlich am besten in der Jugend erlernt und volle Leistungsfähigkeit darin etwa um das zwanzigste Jahr erlangt, sodass dann auch schon der volle Lohn gezahlt wird. So kann man sich über die Fruchtbarkeit der Ehen in dieser Klasse und über den Kinderschwarm auf Dorfstrassen und in den Arbeitervierteln der Städte nicht weiter wundern. Der Mann aber, der in modernem Anzuge am Schreibtisch sitzt oder hinter dem Ladentisch steht, wird — ob mit Recht oder Unrecht — für etwas Besseres gehalten als der, welcher die männlichere Arbeit des Pflügens oder Grabens thut. Wir haben hier nicht zu untersuchen, wie dieses Gefühl entstanden ist; es existiert einmal und hat die Wirkung, dass die Begabteren und Ehrgeizigeren der Landarbeiter- und Handwerkerklasse die Handarbeit

verlassen und Büreauarbeiter oder Ladendiener werden. Der Lohn in diesen Berufszweigen ist etwas höher, aber doch nur um so viel, dass er den gesteigerten Anforderungen der neuen Stellung genügt, und das geht auf Kleidung und die dem Stadtleben eigenen Ausgaben für Repräsentation darauf. Daneben giebt es ja Zukunftsaussichten, denn der Büreaubeamte kann avancieren und der Commis selbst Prinzipal werden; mit diesen Chancen im Auge hoffen und harren die Meisten mit mehr oder weniger Zuversicht auf endlichen Erfolg. Heiraten aber ist ein sehr ernstes Ding, denn wenn der Ackerknecht mit seinen 15 Mark in der Woche und seiner mietfreien Hütte, die sein Weib notdürftig in Ordnung hält, sorgenfrei leben kann, hat der Commis eine Frau zu erhalten, die sich als Dame kleiden muss und deren Fuss auf der Sprosse einer Leiter steht, auf welcher alle ein paar Stufen höher erscheinen wollen, als sie wirklich stehen. Die Mittel des Commis reichen deshalb durchaus nicht zum Heiraten ausser unter Entbehrungen und Unbequemlichkeit, und deshalb wird der Zeitpunkt dafür hinausgeschoben. Das gilt besonders für alle diejenigen, deren Begabung ihnen eine bessere Zukunft in Aussicht stellt und die natürlich zögern, ihre Aussichten durch einen Schritt zu gefährden, dessen Konsequenzen mindestens die Lage sehr schwierig machen können.

Einen Schritt weiter treffen wir auf Berufsarten, die eine langwierige Vorbildung voraussetzen, und hier wird eine Heirat noch mehr hinausgeschoben, vielleicht bis in die späteren Lebensjahre. Ein Künstler muss jahrelang sorgfältig vorbereitet und geschult werden, ehe seine Arbeiten einen Wert haben, der ihm Käufer dafür sichert, und selbst dann kommt er so lange nicht in die Höhe, bis er zahlreiche Beziehungen und einen gewissen Ruf gewonnen hat.

Der Fabrikant braucht eine vielseitige allgemeine Bildung, der sich eine mehr oder weniger langdauernde praktische Ausbildung in dem speciellen Zweige, auf dem er zu arbeiten haben wird, anschliessen muss, und die Ausdehnung und Bedeutung dieser Fachbildung gewinnt täglich grösseren Wert; er muss ferner oft Chancen abwarten, die erst verwirklicht werden können, wenn seine älteren Mitarbeiter abtreten. Auch der Jurist und der Mediziner können wegen der langen Dauer ihrer Vor- und Fachbildung erst in vorgerückterem Alter heiraten. Der Student der Medizin muss nach Verlassen der Schule mindestens fünf Jahre studieren und dann fast ausnahmslos noch mehrere Jahre als Assistent und Mitarbeiter thätig sein, um die geschäftliche und praktische Seite seines Berufs kennen zu lernen, wofür er nur sehr geringes pekuniäres Entgelt

bekommt. Die Fähigsten streben ausserdem nach besonders gründlicher Schulung in einer kleinen Specialität, wozu es weiterer Jahre des Aushaltens und Lernens bedarf, bis ihre Thätigkeit so viel Anerkennung findet, um den reichen Ertrag zu bringen, auf den es ihnen doch schliesslich ankommt.

4.

Aus allen diesen Gründen scheuen ehrgeizige, vorwärtseilende Männer die Ehe und die Aussicht auf eine grosse Familie; in vielen Fällen bleibt es bei der Ehelosigkeit, und die Mittel- wie die Oberklassen sind voll von Männern und Frauen, die für sich allein leben und der Rasse nicht ihren schuldigen Anteil beisteuern. Die niederen Klassen, frei von solcher Berechnung, heiraten ohne zu zaudern, und steigern damit die relative Fruchtbarkeit ihrer Gesellschaftsschicht. Während eine Dame der guten Gesellschaft mit mehreren Töchtern notorisch wenig Aussichten hat, sie zu versorgen, kann man sich überzeugen, dass im Londoner East-End jedes Mädchen, auch der untersten Klasse, einen Mann bekommen kann und mit sehr seltenen Ausnahmen auch wirklich nimmt. [1]

---

[1] *Life and Labour of the People*, p. 472; nach Miss COLLETT.

Wer in den oberen Klassen überhaupt heiratet, thut es, wie schon bemerkt, in einem späteren Lebensabschnitte. Das lässt sich nicht nur auf Grund der täglichen Lebenserfahrung behaupten, sondern dafür giebt es auch statistische Belege in dem *49th Report on Births, Deaths and Marriages*, dem man aus den Angaben über das Durchschnittsalter der Eheschliessenden aus den verschiedensten Berufsarten und Gewerben Folgendes entnehmen kann:

Durchschnittsalter bei der Eheschliessung 1884—1885.

Beruf	Bräutigam	Braut
Bergleute	24,06	22,46
Textilarbeiter	24,38	23,43
Schuster und Schneider .	24,92	24,31
Andere Handwerker . .	25,35	23,70
Tagelöhner	25,56	23,66
Commis und Buchhalter .	26,25	24,43
Krämer und Ladendiener	26,67	24,22
Pächter	29,23	26,91
Höhere Berufsarten und beruflose Rentiers . .	31,22	26,40

Man sieht aus dieser Tabelle, dass Eheschliessungen viel später bei denjenigen stattfinden, die eine für höher geltende Stellung einnehmen, und das bedeutet eine geringere

Fruchtbarkeit der Frau in diesen Kreisen. Wie sich auf Grund einfacher Beobachtung erwarten lässt, — und die Statistik bestätigt es — sind jüngere Frauen fruchtbarer. M. Duncan kommt zu dem Ergebnis, dass die grösste Fruchtbarkeit sich bei Frauen findet, die zwischen 20 und 24 Jahren heiraten, dass der einzige Abschnitt im Leben des Weibes, der diesem nahe kommt, der vom 15. bis zum 19. Jahre einschliesslich ist, und dass Frauen, die später als mit 24 Jahren heiraten, entschieden weniger fruchtbar sind.[1]

In den arbeitenden Klassen bringen nicht nur die einzelnen Frauen mehr Kinder zur Welt als die der höher gebildeten Stände, sondern es folgen einander in jenen auch, dank dem frühen Heiraten, die Generationen schneller. Um zu erläutern, wie bald solch ein geringer Vorsprung für die Rasse Bedeutung gewinnt, will ich von dem Falle ausgehen, dass eine Arbeitersfrau, A, seit dem 23sten, eine Rechtsanwaltsfrau, B, seit dem 26sten Jahre verheiratet ist, und dass jede von ihnen vier Kinder hat. In dem Falle A wird die Familie etwa alle 27 Jahre auf die doppelte Zahl anwachsen, im Falle B alle 30 Jahre, angenommen, dass in beiden Fällen die Geburten in den Zeitraum von 4 Jahren fallen. Wie die folgende Tafel (Seite 175) zeigt,

---

[1] *Fecundity, Fertility and Sterility,* II Ed., Kap. XIV.

wird die Nachkommenschaft der Frau A in 270 Jahren 2048 Köpfe zählen, die der Advokatenfrau die Hälfte, nämlich 1024, in derselben Zeit. [1]

Zahl der Nachkommen	Für die Produktion erforderliche Zahl von Jahren	
	A	B
4	27	30
8	54	60
16	81	90
32	108	120
64	135	150
128	162	180
256	189	210
512	216	240
1024	243	270
2048	270	300

Was die Männer betrifft, so werden die, welche erst mit 30 Jahren heiraten, aller Wahrscheinlichkeit nach, kleinere Familien haben als die, welche mit 25 Jahren heiraten, selbst wenn in beiden Fällen die Frauen gleichalterig wären. Dafür kann ich aber augenblicklich

[1] Der Deutlichkeit wegen ist von dem Altersunterschiede der Männer beider Klassen abstrahiert worden; die Berücksichtigung dieses Faktors würde den Unterschied der Nachkommenschaft noch grösser machen.

nicht einen genügenden statistischen Beweis liefern.

5.

Die arbeitenden Klassen scheinen also fruchtbarer zu sein, sie heiraten häufiger und zwar in einem früheren und fruchtbareren Alter. Andererseits muss zugegeben werden, dass es ihnen schwerer gemacht ist, die Mehrzahl ihrer Kinder aufzuziehen. Die Säuglings- und Kindersterblichkeit ist bei ihnen infolge von Unwissenheit und Verwahrlosung oft erschreckend gross.

Während also sicher die arbeitenden Klassen fruchtbarer sind, ist es nicht gewiss, wie weit dieser Umstand ausgeglichen wird durch die geringere Kindersterblichkeit in den oberen Klassen. Dass dieses Gegengewicht nicht einen völligen Ausgleich bedingt, ist eine allgemein verbreitete Meinung, und wir können nur mit Besorgnis auf jeden Faktor sehen, der zu einer Steigerung der relativen Sterilität der Mittel- und Oberklasse hinführt. Es ist ganz sicher, dass dies neuerdings, und zwar in immer steigendem Masse, der Fall ist, und zwar als Folge davon, dass die Eltern in diesen Klassen sich absichtlich der ganzen Erfüllung ihrer Elternpflichten entziehen. Man kann in dieser Beziehung ja darauf hinweisen, dass die Pflege

von 1—2 Kindern derart durchgeführt werden kann, dass eine gute Erziehung und Aufziehung gesichert bleibt, während die sorgfältige Pflege einer grossen Kinderschar unter gleichen Verhältnissen bei weitem über die Kräfte der Eltern gehen und Vernachlässigung an ihre Stelle treten würde, zum mindesten aber alle Vorteile verschwinden würden, die für den Erfolg im Leben so nötig sind.

So richtig das auch sein mag und so sehr wir das Bestreben eines Vaters verstehen, an seiner Nachkommenschaft das Beste zu thun, so ist dasselbe doch ein wichtiger Umstand von voraussichtlich zunehmender Bedeutung für die Herbeiführung der geringen Fruchtbarkeit der Ober- und Mittelklassen. Es ist auch sehr wahrscheinlich, dass man diese relative Sterilität zumeist bei Männern findet, deren Lebensweg aufwärts führt und die somit die meiste Veranlassung haben, nicht unbedingt nötigen Störungen und Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen.

6.

Auf so mancher Seite der neueren Geschichte ist die verderbliche Wirkung, die einer geringeren Fruchtbarkeit entspringen kann, deutlich zu lesen. In Frankreich wird infolge

eines alten, später kodifizierten Gewohnheitsrechtes eine Erbteilung zu gleichen Teilen unter Kindern einer Familie durchgeführt; wo viele Kinder sind, muss deshalb der Familienbesitz in immer kleinere Anteile zerlegt werden, die schliesslich nicht mehr das zum Leben Nötigste liefern können. Auf dem Lande kann der Kleinbauer auf seinem kleinen Hofe bei fleissiger Arbeit leben und heiraten, aber der halbe Hof wäre ein Stück Land, auf dem Niemand eine unabhängige Existenz führen könnte.

Es ist deshalb notwendig, dass ein derartiger Besitz ungeteilt vererbt wird, und das ist möglich, wenn der Bauer im Durchschnitt zwei Kinder aufzieht, von denen in der Regel eines ein Mädchen, ein anderes ein Knabe sein wird. Dann kann Bauer A eine Tochter an den Bauer B und seinen Sohn mit der Tochter des Bauern C verheiraten; so gewinnt sein Sohn durch die Mitgift von C wieder, was er durch die Ausstattung seiner Schwester verloren hat. Infolge dieser künstlichen Beschränkung der Kinderzahl bleibt die Bevölkerung Frankreichs gleich gross, es kommt zu keinem Übervölkerungs-Druck und das Volk ist bei seinem Fleiss und seiner Besonnenheit wohlhabend und glücklich.

Nun mag das System für das Behagen des einzelnen Mannes und Weibes in Frankreich sehr förderlich sein, aber für die Zukunft der

französischen Rasse ist es verderblich, denn sie wird so an Zahl und Gewicht unbedeutend, verglichen mit den Nationen, deren Bürger die vollen Elternpflichten zu tragen bereit sind. Es ist in dieser Beziehung sehr interessant, die englische und die französische Statistik der Geburten, Todesfälle, Heiraten und des mutmasslichen Zuwachses mit einander zu vergleichen; ich reproduziere zu diesem Zwecke hier teilweise die Tafeln 40 und 54 des 54sten statistischen Jahresberichtes (Seite 180).[1]

Wie man sieht, hat die Bevölkerung von Grossbritannien und Irland in den 25 Jahren von 1867 bis 1891 um 25% zugenommen, die Frankreichs aber ist stationär geblieben. Während die Zahl der Eheschliessungen per Mille der Bevölkerung in beiden Ländern ungefähr dieselbe ist, beträgt der Überschuss der Geburten über die Todesfälle in dem Inselreiche mehr als 50%, in Frankreich aber ist er kaum merklich. Man kann mit grosser Wahrscheinlichkeit annehmen, dass Frankreich zumeist dieser relativen Sterilität seine Misserfolge als kolonisierende Weltmacht verdankt. Die Franzosen sind stets thatkräftig und unternehmungslustig gewesen und haben lange Zeit nach Kolonien gestrebt, aber im wesentlichen sind

[1] *Fifty-Fourth Annual Report of the Registrar General's Returns.*

EINWOHNERZAHL, HEIRATEN, GEBURTEN UND TODESFÄLLE

Im Jahre	England, Schottland und Irland				Frankreich			
	Einwohnerzahl	Es kamen auf 1000 Personen			Einwohnerzahl	Es kamen auf 1000 Personen		
		Heirat.	Geburt.	Todesf.		Heirat.	Geburt.	Todesf.
1867	30409132	15,2	33,8	20,8	38188749	15,7	26,4	22,7
1871	31555694	15,4	33,7	21,5	36544067	14,4	22,6	24,8
1875	32838758	15,3	33,9	22,1	36638163	16,4	26,0	23,0
1879	34302557	13,8	33,3	20,5	37365544	15,1	25,0	22,5
1883	35449411	14,4	32,0	19,6	37866000	15,0	24,8	22,2
1887	36598235	13,5	30,7	19,0	38320000	14,5	23,5	22,0
1891	37795475	14,6	30,4	20,0	38343000	15,0	22,6	22,6

sie durch England in den Hintergrund gedrängt worden. Die Kolonialpolitik war für die Franzosen eine Sache des Ehrgeizes, ein Ideal, aber keine Notwendigkeit; für England galt es aber zwischen Übervölkerung und Elend einerseits und Massenauswanderung andererseits zu wählen. Dass das vitale Bedürfnis der Engländer stärker war als der Ehrgeiz der Franzosen ist gewiss nicht wunderbar. Schon bei dem Studium der ersten Zusammenstösse zwischen Engländern und Franzosen in Nordamerika vor der Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges hat man das Gefühl, dass der schliessliche Ausgang bereits entschieden war. Die Franzosen wurden trotz ihrer grösseren Leistungen als Forschungsreisende und kühne Unternehmer schnell durch die Überzahl der englischen Ansiedler zurückgedrängt, die aus ihrer übervölkerten Heimat in das neue Land einströmten und sich dort enorm schnell vermehrten, so dass in manchen Bezirken die Bevölkerung sich im Laufe von 15 Jahren verdoppelte.

Dank seiner relativen Fruchtbarkeit derjenigen der Franzosen gegenüber hat das anfangs weniger zahlreiche britische Volk seine gallischen Nachbarn an Zahl bei weitem überholt, die wertvollsten Teile der bewohnbaren Erde bevölkert und Reiche geschaffen, neben denen Frankreich heute schon zu einem kleinen und unbedeutenden Bezirke zusammenschrumpft.

In diesem Beispiele haben wir nun eine Veranschaulichung der Folgen, welche eintreten, wenn eine Gruppe von Individuen an Fruchtbarkeit verliert; wenden wir uns wieder zur Betrachtung der relativen Sterilität der oberen Klassen in England, so werden wir zweifellos bei Fortdauer der heute bemerkbaren Tendenzen auch hier finden, dass die Reihe der zu erfolgreicher Thätigkeit Veranlagten immer mehr durch die Zahl minderwertiger Individuen überflügelt werden wird. Wollen wir die Schaffung einer auf angeborenen Wert gegründeten Aristokratie, so besteht unter den heutigen Verhältnissen die Gefahr, dass diese Aristokratien aussterben oder doch, dass die Zahl der sie bildenden Talente eine beständig mehr zusammenschmelzende Gruppe der ganzen Gemeinschaft darstellt.

7.

Man kann wohl behaupten, dass früher oder später die gegenwärtige Bevölkerungszunahme ihr Ende erreichen wird, denn mit der allmählichen völligen Besiedelung der neuen Gebiete müssen schliesslich die Grenzen der Existenzmittel erreicht werden.

Die Entdeckung von Amerika und Australien und die Erschliessung grosser Gebiete in

Afrika und Asien hat einige Jahrhunderte lang es gewissen Völkern Europas gestattet, ihre Geburtsrate weit über der Höhe ihrer Sterbeziffer zu halten; man ist an diesen Zustand der Dinge so gewöhnt, dass man fast vergisst, wie exceptionell er ist, und dass Länder, die einmal eine völlige Stabilität erreicht haben, nur die Erhaltung einer bestimmten Volkszahl gestatten. Praktische und theoretische Fortschritte des Ackerbaues mögen zeitweise eine gelegentliche mässige Zunahme der Volkszahl gestatten, aber doch nur eine durchaus mässige, zumal im Vergleich zu dem gegenwärtigen Tempo der Zunahme.

Wir dürfen deshalb mit Sicherheit darauf rechnen, dass wir früher oder später in die Lage kommen werden, einen Überschuss der Geburten über die Todesfälle zu vermeiden;[1] gegenwärtig sind wir allerdings noch nicht so weit. Wer das praktische Leben kennt, der weiss, dass heute noch jeder gesunde Engländer, der Fähigkeit, Fleiss und Nüchternheit besitzt, auch imstande sein wird, sich, Weib und Kind zu ernähren. Er wird möglicherweise bei besonders unglücklichen Zwischenfällen oder im Falle einer Krankheit eine Zeit lang mit Not und Sorge zu kämpfen haben, aber

[1] Vgl. den Aufsatz von OGLE in *Journal of the Royal Statistical Society*, Juli 1890.

seine Chancen sind ebensogut wie die der Arbeiter anderer Länder, und er kann für den Lohn, den er erhält, viel mehr Behagen und eine auskömmlichere Existenz haben als sie. Wir haben deshalb noch heute keine Veranlassung, auf die Verminderung einer Rasse zu drängen, die durch ihren Kinderreichtum in die Lage versetzt war, einen grossen Teil der bewohnbaren Welt in ihren Besitz zu bringen, und von deren weiterem Wachstum für England in hohem Masse die Möglichkeit abhängen wird, diesen Besitz zu halten; aber wir haben darauf zu sehen, dass diese Zunahme von den besten und nicht von den schlechtesten Mitgliedern der Rasse herkommt. Wenn die begabteren und fähigeren Familien nicht zunehmen und aus der Bevölkerung verschwinden, so muss das nicht nur für das britische Staatswesen verderblich werden — denn seine Stärke hängt in hohem Masse von der Zahl der Bürger ab — sondern auch für die Tüchtigkeit der Rasse; die Bestbefähigten werden ganz naturgemäss die ersten sein, die an eine Beschränkung der Fruchtbarkeit denken; gewiss wird sie auch ihrem individuellen Nutzen dienen, aber nur zum Schaden der Rasse als Ganzes. Noch heute macht Malthus' Buch über die Bevölkerung einen völlig modernen Eindruck. Der Beitrag, den er damit der socialen, und der Antrieb, den er der biologischen Wissenschaft

gegeben hat, kann gar nicht hoch genug abgeschätzt werden, aber sein Eintreten für Massnahmen zur Sicherung relativer Sterilität, — spätes Heiraten u. s. w. — wird schliesslich zum Aussterben derer führen, die seinem Rate folgen. Die Welt wird denen zufallen, welche die meisten Kinder hervorbringen. Wir müssen uns eine Sicherheit dafür schaffen, dass sie nicht den Nachkommen der Entarteten gehört, sondern dass die Generation, die nach uns kommt, diejenigen geistigen und körperlichen Vorzüge besitzt, welche wir an unseren Mitmenschen am meisten bewundern, die aber der Rasse nur erhalten bleiben können, wenn die, welche sie besitzen, alle Aufgaben der Vaterschaft und der Mutterpflicht erfüllen.

ACHTES KAPITEL

DIE PFLICHTEN DER ELTERNSCHAFT

I.

Das in den vorausgehenden Kapiteln mitgeteilte Material hat uns zu dem Schlusse geführt, dass unsere Rasse vom physiologischen Standpunkte aus betrachtet nicht auf dem Wege zum Besseren ist. Diese Anschauung ist nicht eine blosse sensationelle Behauptung, obschon sie freilich eine geistige und körperliche Entartung unserer Volksgenossen prognostiziert, sie beruht vielmehr auf Thatsachen und drängt sich uns geradezu auf, wenn wir unsere Umgebung im Lichte von Erfahrungen, die auf anderen Gebieten erworben sind, genau betrachten. Immerhin sind alle socialen Probleme im höchsten Grade kompliziert, und man darf die Ergebnisse der Erklärungsversuche eines Einzelnen nicht überschätzen. Für praktische Zwecke wird es zunächst genügen, wenn die Aufmerksamkeit einmal auf diese Fragen gelenkt und eine ernsthafte Untersuchung angebahnt ist.

Man kann mir entgegenhalten, dass die von mir geäusserten Besorgnisse schliesslich grundlos sind, weil noch andere Faktoren in Frage kommen, die wir nicht kennen, und weil die Menschheit, sich selbst überlassen, noch ein paar tausend Jahre länger ihre angeborenen Rasseneigenschaften ohne wesentliche Veränderungen behalten wird, wie bisher. Aber wenn dem auch so wäre, so ist *ein* Ergebnis unserer Erörterung unverkennbar, und es liegt auch nicht ein Schatten von Zweifel darauf, denn eine ausgedehnte Erfahrung der ganzen Menschheit zeigt seine Wahrheit.

Es ist die Erkenntnis, dass wir unsere Rasse verbessern können, wenn wir das einzige und allein wirksame Mittel anwenden, welches darin besteht, dieselbe durch die besten und würdigsten Linien fortpflanzen zu lassen. Wir kônnen dann so sicher ein gutes Resultat erwarten, wie der Gärtner, der das Unkraut ausjätet und gute Sämlinge pflanzt und weiss, dass er die gewünschten Sorten durch Sorgfalt in der Auswahl der Sämlinge produzieren kann. Die menschliche Rasse variiert ebensosehr oder mehr als Hunde und Tauben, und wie durch Auslese alle Spielarten von Hund und Taube aus einer Grundform entstanden sind, so kann man zweifellos Spielarten des Menschen züchten, die von einander so verschieden sind, wie der Tummler von der Holztaube oder die Bulldogge vom Jagdhund.

Diese Differenzierung kann aber erst für eine ferne Zukunft in Betracht kommen, und wir haben sie deshalb kaum näher ins Auge zu fassen; für jetzt könnte die Menschheit schon von Glück sagen, wenn sie durch Frauen und Männer vom besten Typus, mit gesunden Gliedern, Hirn und Lunge, voll von körperlicher Spannkraft und fähig, an geistiger und körperlicher Thätigkeit sich zu freuen, repräsentiert würde. Man kann auch keinen Augenblick daran zweifeln, dass der Engländer nach einem Jahrhundert durchgeführter Auslese im Durchschnitt physisch und psychisch so gut ausgerüstet sein könnte, wie es heute nur die Allerbesten sind. Das heisst nicht zu viel erwarten, denn der mächtige Faktor, den wir Selektion nennen, hat die höheren Tiere und selbst den Menschen aus niederen Formen gebildet und die grosse Mannigfaltigkeit der Formen und Eigenschaften entwickelt, die wir um uns sehen. Was mehr dem Zweifel unterliegt, ist, ob die Durchschnittsmenschen genug Einsicht und Selbstlosigkeit besitzen werden, um daran mitzuarbeiten, um zu säen, wo andere erst ernten werden, um ihre Gedanken von rein selbstischen Bestrebungen abzuwenden und ihre Aufmerksamkeit einem Verfahren zuzuwenden, das erst Ergebnisse liefern kann, wenn ihre Einzelexistenz vorüber ist.

2.

Aber selbst hier scheinen die Aussichten nicht ganz trüb zu sein, denn unverkennbar — es ist das eine höchst bedeutsame historische Erscheinung — vollzieht sich heute und seit einer Reihe von Jahren eine allmähliche Unterordnung der Interessen des Individuums unter die der Gemeinschaft.

Das lärmende Verlangen nach individuellen Rechten weicht allmählich einem wachsenden Gefühle der Verpflichtung und einem Verlangen, die Interessen anderer zu fördern. In Zeiten, wo die arbeitenden Klassen zu schwach waren, um ihre Ansprüche auf gerechte Behandlung und gebührende Rücksicht geltend zu machen, war das Gefühl der Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft natürlich nicht so stark. Männer und Frauen kämpften, und mit gutem Recht, um das, was ihnen ungerechterweise vorenthalten wurde; denn damals bildeten die Menschen wohl Gemeinschaften zum Zwecke der Verteidigung und Interessenwahrung, aber das Kapital und die Art seiner Übertragung hatte Schranken zwischen denen errichtet, die sich als gleichberechtigte Menschen fühlten und die nichts von socialen Nachteilen und Zurücksetzungen wissen wollten, die sie aller Wahrscheinlichkeit nach nur erlitten, weil ihre Väter weniger glücklich waren; unter diesen Umständen

reflektierten und sprachen die Menschen mehr über ihre Rechte als über ihre Pflichten.

In alter Zeit, als die Familie oder der Clan noch die Einheit des Gemeinschaftslebens bildeten, war die Gewalt des Familienvaters über Frauen und Kinder ein Teil einer sehr notwendigen Disciplin, von der wohl das Interesse aller abhing. Diese Anschauungen haben sich natürlicherweise noch nicht ganz überlebt, denn Sitte und Gewohnheit haben ein sehr zähes Leben, und so haben wir das sonderbare Schauspiel einer Spaltung der Familie erlebt und gesehen, wie der Vater seine alten Rechte festhält, während Frauen und Kinder neue Rechte geltend machen. Wie lange die Gewohnheit bestanden hat, das Weib als ein Stück des Privateigentums ihres Mannes zu betrachten, ergiebt sich u. a. aus einem einzelnen Beispiel; ich erinnere daran, dass es erst durch die *Matrimonial Causes Act* (Ehegütergesetz) von 1858 dem Ehemanne unmöglich gemacht wurde, nach böswilligem Verlassen der Frau wieder zu ihr zurückzukehren, um rechtmässiger Eigentümer alles Besitzes zu werden, den sie in der Zeit seiner Abwesenheit erworben hatte.

Ähnlich steht es mit den altmodischen Anschauungen über die Rechte der Eltern, an denen man so zäh festhielt, dass der Vater sie bis 1891 weder durch Vertrag aufgeben noch durch Verwahrlosung verwirken konnte.

Vor dem einschlägigen Amendement vom März 1891 konnte ein Vater, der seine Kinder im Stich gelassen hatte, wieder ihre Rückkehr zu ihm erzwingen und auch, wenn er in jeder Richtung verkommen oder verworfen war, sie von der Gemeinde oder dem Pfleger zurückverlangen, welche für ihre Erziehung verantwortlich gewesen waren. Diese und viele andere Ungerechtigkeiten sind heute verschwunden oder im Schwinden begriffen und zwar nicht durch gewaltsam und mit Übermacht erzwungene Zugeständnisse, sondern durch die Macht der öffentlichen Meinung und des Gerechtigkeitsgefühles bei beiden Geschlechtern und in allen Klassen. Die Rechte sind gegeben, nicht errungen worden, die Armen haben Reiche auf ihrer Seite gehabt, und der Fortschritt und die Emancipation der Frau ist zum grössten Teil von Männern gefördert worden. Gewiss besteht noch manche sinnlose Ungleichheit, und gewiss behandeln wir manche Glieder der Gemeinschaft in einer höchst unwürdigen Weise — ich erinnere nur an das Zusammenpferchen der herabgekommenen oder alten Armen mit dem schlimmsten Gesindel — aber dass Gerechtigkeit gewährt worden ist infolge geltend gemachter und gebilligter Ansprüche und nicht erst infolge bewaffneten Angriffs der Massen gegen die Privilegierten, das zeigt, dass die Engländer als Nation das instinktive Gefühl so-

cialer Verpflichtung besitzen. Es herrscht das Gefühl, dass das, was recht und gerecht ist, sich schliesslich doch verwirklicht, dass sogenannte Ungerechtigkeiten Rückständigkeiten aus vergangenen Epochen sind, von denen wir uns emancipieren müssen, und dass wir nichts zu pflegen haben als jenen wahren und notwendigen Konservatismus, der sich allmählich und vorsichtig den wechselnden Zuständen der Dinge anpasst, am Bestehenden haftend, weil das Gegenwärtige das Beste ist, was wir bisher erreicht haben, aber bereit, es aufzugeben für das, was wir mit gutem Grund für besser halten dürfen.

Gegenüber dieser modernen Entwicklung des Gefühles der Verpflichtung können wir von der Zukunft erwarten, dass in ihr alle, die voll für sich selbst eintreten, ernste Würdigung und volle Sicherung ihres Wohlergehens finden werden.

3.

Bisher war die politische Agitation eines der kräftigsten Mittel, durch deren Verwendung Mann und Weib ihre Befreiung von Beschränkungen erlangt, ihre eigenen Anschauungen zur Geltung gebracht und Sympathie für ihre Sorgen und Nöte erweckt haben. Kinder und

Säuglinge besitzen zwar sehr wirksame Mittel, um manche ihrer persönlichen Bedürfnisse auszudrücken, sie können sich aber nicht beschweren, denn sie sind sich ihrer Lage nicht bewusst, und die Nachwelt ist nicht in der Lage, heute ihre Stimme zu erheben, um unser gegenwärtiges Verhalten zu beeinflussen, obwohl ihre ganze Existenz davon abhängt.

Diese Situation wird heute schon vielfach verstanden, und es fehlt nicht mehr an Individuen, die viel zu opfern bereit sind im Interesse derer, welche ihren Anspruch auf unsere Rücksicht noch nicht geltend machen können. Erst vor 4 Jahren hat die öffentliche Meinung in Gesetzesform ihrer Überzeugung Ausdruck gegeben, dass ein Mann und ein Weib dadurch, dass sie ein Kind erzeugen, auch die Verpflichtung und Verantwortung übernehmen, dass dieses Kind nicht der Not und Misshandlung anheimfällt.[1] Es bedeutet nur einen Schritt weiter, zu sagen, dass Mann und Weib unter der Verpflichtung stehen, nicht Kinder hervorzubringen, wenn es gewiss ist, dass dieselben infolge körperlicher Mängel zu leiden haben werden und mit ihren Genossen nicht werden konkurrieren können.

---

[1] Parlamentsakte vom 26. August 1889: *An Act for the Prevention of Cruelty to, and the better Protection of Children.*

Wie unser Pflichtgefühl früher allmählich geworden und gewachsen ist, so kann es sich auch künftig entwickeln, und es wird das wahrscheinlich deshalb thun, weil wir viel enger mit unseren Mitmenschen und unseren Ahnen zusammenhängen, als den meisten heute bewusst ist. Wir verdanken anderen nicht nur unser Dasein, sondern auch die Erfüllung unserer elementaren Bedürfnisse, unsere geistige Nahrung, unsere Sprache, Litteratur und Musik. Unseren Besitz und selbst unsere Gedanken schulden wir den Millionen Menschen, die ungezählte Generationen hindurch um ihret- und unseretwillen gearbeitet haben. Uns selbst überlassen, würden wir Wurzeln und Muscheln für unseren Unterhalt finden, aber als Bürger eines Kulturstaates erhalten wir Nahrung und Kleidung für eine relativ leichte Anspannung unserer Kräfte und können, wenn wir mehr leisten, viel von dem bekommen, was man Luxus nennt, was aber in Wirklichkeit das Leben erst lebenswert macht.

Diese Schuld denen gegenüber, die vor uns hingegangen sind, können wir nur an die bezahlen, welche nach uns kommen, und das Gefühl der Verpflichtung wird um so mehr wachsen, je genauer wir mit den Grundthatsachen des Lebens und der Geschichte bekannt gemacht werden. Wir werden dann immer mehr bereit sein, Vergnügungen zu entsagen und für andere zu thun, was uns persönlich vielleicht unangenehm ist. Das Wohl

anderer war das Ziel und wird es immer mehr sein, dem wir unsere vollen Kräfte weihen, und das Wichtigste, was wir thun können, ist das, was die organische Tüchtigkeit unserer Rasse fördert.

Können wir wohl zweifeln, ob die Menschen sich der Erfüllung dieser Pflichten unterwerfen werden, erwarten, dass sie eine Linie ziehen werden, über die sie in ihrem Altruismus nicht hinausgehen wollen? Die Geschichte zeigt, dass die Menschheit immer bereit ist, sich zu opfern, wenn eine grosse Sache es verlangt; dass Männer und Frauen viel weiter gehen, als sie es für egoistische Interessen thun würden, wenn sie sich einer Sache, einem Helden, einer Religion, einem Ideal hingegeben haben. Wenn es sich also zeigt, dass ein so grosses Ziel wie die Regeneration der Rasse durch ein Aufgeben individueller Rechte erreicht werden kann und zwar in systematischer Weise, dann wird nach allem, was wir von dem Stoffe wissen, aus dem der Mensch gemacht ist, diese Wiedergeburt der Rasse ganz sicher auch Thatsache werden.

4.

Sociale Probleme können in sehr verschiedener Weise behandelt werden; typisch sind

dafür die Wege, welche der Socialphilosoph und der praktische Socialreformer einschlagen; jener untersucht, was gethan werden könnte, dieser strebt das zu erreichen, was thatsächlich möglich ist. Nichts ist leichter, als ein System von Ideen zu entwerfen, das, wenn es verwirklicht würde, zu dem gewünschten Ziele führte; aber als Socialpolitiker, nicht als theoretische Sociologen haben wir nur diejenigen Ideen zu erörtern, denen der Sinn des grossen Publikums sich öffnen kann und die es eventuell zur Richtschnur seines Handelns nimmt. Zwar wird das nur einen einzigen Schritt zum Ziele hin bedeuten, aber es nützt nichts, weitere Schritte zu erörtern, ehe das Volk reif ist, sie zu thun; das hat die Erfahrung auf socialem Gebiete oft genug gezeigt. Schliesslich haben wir unser Thema doch nicht nur *in abstracto* zu behandeln, es hängt aufs innigste mit der Natur und den Eigenschaften des Durchschnittsbürgers zusammen, und wir müssen uns fragen, was am stärksten an seine Aufmerksamkeit appelliert. Er ist der Richter in der Sache, er muss informiert werden und auf seine Gefühle, wohl auch auf seine Eitelkeit muss geachtet werden; wenn wir zu weit gehen, wird er die Sache fallen lassen, und es kann dann lange Zeit vergehen, ehe sie wieder zur Erörterung kommt.

5.

Kein vernünftiger Mensch würde heute daran denken, dem Parlamente einen Gesetzentwurf vorzulegen, in dem die dauernde Internierung der Verbrecher und Landstreicher bestimmt würde, denn wir sind für eine solche Massregel nicht vorbereitet. Eine gewisse Zahl von Personen würde dieselbe energisch befürworten, aber sie würden eine kleine Minorität bilden. Gegenwärtig haben die verschiedenen Gemeinschaften kaum einmal an ihre Pflichten als Erzeuger der Rasse gedacht, und eine Erzwingung dieser Pflichten wäre erst möglich nach einer kräftigen Entwicklung der öffentlichen Meinung und der socialen Praxis in dieser Richtung.

Lange bevor die praktische Seite der Frage praktisch erörtert werden kann, muss erst eine Absonderung der Verbrecher und Landstreicher von den unbescholtenen Armen stattfinden; wahrscheinlich würde dieser Schritt allgemeine Billigung finden, denn das gegenwärtige System existiert doch wohl nur deshalb noch weiter, weil fast niemand von seiner Existenz und Bedeutung eine Ahnung hat. Unsere Arbeitshäuser und Armenanstalten liegen dem Interesse der meisten ganz fern, sie werden selten von Nichtbeamten besucht und das Publikum hat nie etwas von dem skandalösen Zusammen-

pferchen des Abschaums der Menschheit mit den achtbaren Armen und den Altersinvaliden gesehen, das heute in diesen Anstalten gebräuchlich ist. Wenn das einmal anders würde, wenn die öffentliche Meinung dem alten Gauner und dem unverbesserlichen Vaganten eine Sonderstellung anwiese, wäre der Anfang für eine Behandlung derselben auf rationellem Wege gemacht. Die Gemeinschaft würde dieselben als eine hoffnungslose Klasse betrachten, die keinen Platz unter ihren arbeitenden Mitgliedern verdient, die versorgt und kontrolliert werden muss, deren Fortpflanzung aber schon aus Mitleid für eine mögliche Nachkommenschaft unbedingt zu verhindern eine sociale Pflicht ist.

Die Idee der Absonderung von der Welt ist nicht neu, denn aus religiösen Motiven haben sich Männer und Frauen immer und überall von ihren Mitmenschen abgesondert, haben sie sich die Freuden der Tafel und der Liebe versagt, weltlichen Ehrgeiz abgelegt und oft in äusserster Einsamkeit und in höchster Entbehrung gelebt, um einem Rufe zu folgen, den sie für den einer höheren Pflicht hielten. Im Glauben an die Nähe einer plötzlich zu erwartenden neuen Ordnung der Welt, an die Zerstörung der gegebenen Lage der Dinge machten sie sich ganz natürlich wenig Gedanken und Sorgen um die Existenz ihrer Rasse, die ja dazu bestimmt war, sehr bald nur noch eine

geistige Existenz zu haben. So haben Millionen der tiefst denkenden und hochherzigsten Männer und Frauen in vergangenen Zeiten den verhängnisvollen Fehler begangen, der übrigen Menschheit die Sorge für die Fortsetzung der Rasse zu überlassen. Diese freiwillige Absonderung konnte nur die schlimmsten Folgen für die Rasse haben. Die Absonderung aber, von der wir sprechen, ist eine erzwungene Isolierung, welche die Rasse von manchen ihrer schlechtesten Eigenschaften befreien würde.

Wären diese Massregeln einmal vorgeschlagen, so könnte sich ihnen niemand widersetzen, bei dem nicht Vorurteile und jener Misoneismus herrschen, auf den jeder Versuch einer Änderung zu treffen pflegt. Wenn unser Mitgefühl dem Leiden gehört, so muss es dahin wirken, zu hindern, dass überhaupt Menschen enstehen, die zum Leiden bestimmt sind. Ein Elternpaar hat im Durchschnitt 4—5 Kinder, und die Verbrecher und Müssiggänger sind gewöhnlich völlig gleichgültig gegenüber ihrer Nachkommenschaft; die Stammgäste der Arbeitshäuser, die sie als Asyle betrachten, leben von der organisierten Wohlthätigkeit des Landes und haben weder genug physische noch geistige Kraft, sich selbst zu erhalten; sie können diese Asyle jeden Augenblick verlassen und zurückkehren als Väter oder Mütter von Kindern, die, wie sie selbst, auf Kosten der

Arbeitenden ernährt und gekleidet werden müssen. Alle, die sich nicht selbst erhalten können, sei es infolge von Schwächlichkeit, Krankheit, Irresein oder Charakterdefekten, werden trotzdem von der Gemeinschaft nicht gehindert, die Funktion der Elternschaft auszuüben; und doch setzt diese Funktion ihrem Wesen nach einen Überschuss von Kraft über dasjenige Mass hinaus voraus, welches für die Selbsterhaltung des Individuums erforderlich ist.

6.

Neben der allein schon aus Gerechtigkeitsgründen aufzustellenden Forderung der Trennung der würdigen Armen von den verkommenen muss nun noch der durchaus verheissungsvolle Versuch gemacht werden, die Kenntnis der Auslese- und Entwicklungsgesetze möglichst zu verbreiten, ein Versuch, der bei den Vertretern fast aller Wissenschaften Unterstützung finden wird, denn diese modernen Ideen beeinflussen heute die Forschungen und Anschauungen jedes Denkers.

Indem man auf die augenfälligen Rassenveränderungen infolge von Zuchtwahl hinweist, die alle zehn Jahre durch die Produktion einer neuen Hunde- oder Taubenvarietät bekannt werden und jedes Jahr durch die Produktion

neuer Blütenpflanzen, kann man die Laien durch eine Demonstration *ad oculos* überzeugen, die sie nicht leugnen können. Sie müssen sich daran gewöhnen, den Menschen als Verwandten anderer Lebewesen zu betrachten und zu erfahren, dass der Mensch Entwicklungsgesetzen unterworfen ist, welche nur einen Teil der Thatsachen eines weit umfassenden Entwicklungsprozesses bilden. Man muss den Laien darauf aufmerksam machen, dass es in vielen Familien ein Kind oder zwei giebt, die unter denselben Verhältnissen aufgezogen sind wie ihre Geschwister, die aber schwächlich, schwer erziehbar oder missbildet sind. Er wird aus Erfahrung wissen, dass diese Kinder wieder Kinder haben werden, die ihnen gleichen, und er wird dann leicht begreifen, welch grosse Wohlthat es für die Rasse wäre, wenn nur die an Geist und Körper tüchtigsten Kinder wieder Nachkommen hätten. So könnte man in der öffentlichen Meinung ein starkes Gefühl erwecken und zur Entwicklung bringen gegen Ehen unter offenbar kränklichen Personen; die Schäden, welche durch die Erzeugung kränklicher Nachkommen bedingt werden, könnten dann nachdrücklich Denen gegenüber betont werden, die sonst diesem Ergebnis aus Gründen der Konvenienz oder persönlichen Neigung entgegengehen würden, und so könnte man vielleicht schliesslich zu einem Verbot derartiger Ehen

gelangen. Man muss dabei betonen, dass das Temperament und jede Eigenschaft des Gemüts und des Verstandes ebenso sicher vererbt werden, wie körperliche Eigentümlichkeiten, dass ganz sicher alle Eigenschaften der künftigen Generationen von denjenigen Eigentümlichkeiten abhängen werden, welche heute in der Ehe zur Mischung gelangen. Daraus folgt, dass man gar keine grössere Verantwortung auf sich nehmen kann als die der Vater- oder Mutterschaft, und jeder, der sie übernehmen will, wird gut thun, sich zu fragen, ob die Welt durch neue Exemplare seiner Art einen Nutzen hat.

7.

Man ist heute meist recht behutsam, ehe man sich entschliesst, zur Ehe zu schreiten; man sucht sich über die Mitgiftfrage genau zu unterrichten, und es kommt nicht selten vor, dass der Sachwalter der ins Auge gefassten Familie um Auskunft über die Vermögensverhältnisse angegangen wird. Man ist stolz auf sogenannte »gute Familie«, einen Vorzug von sehr zweifelhaftem biologischen Werte, und schätzt eine Verbindung mit einem Individuum von vornehmer Herkunft sehr hoch. Männer und Mädchen haben gelernt, sehr vorsichtig zu sein,

ehe sie einen Weg betreten, der zum Altar führen kann, und sie gestatten sich meistens keine Konzessionen an die Eitelkeit oder die blosse Leidenschaft. Wir sind also gewöhnt, vor uns zu sehen, ehe wir den Sprung wagen, aber — wir sehen nach der falschen Richtung; wir vermeiden einen Verstoss gegen die Konvenienz und geraten dafür in Katastrophen. Das kommt daher, dass wir den eigentlichen Sinn und Zweck des Lebens zu wenig kennen gelernt haben und dass wir nicht den Weg kennen, auf dem man allein zu endlichem Erfolge gelangt.

Wir haben Instinkte, die wohl im wesentlichen auf das Rechte hinführen, aber wir folgen ihnen blind. Es ist durchaus berechtigt und verständig, wenn man stolz darauf ist, hervorragende Ahnen zu haben, und der Wunsch, die Familie nicht aussterben zu lassen, hängt mit der schätzenswerten Form des Egoismus zusammen, kraft dessen jede Katze ihre Kätzchen allen anderen vorzieht. Aber diese Instinkte haben uns doch bisher viel mehr dazu geführt, für unsere Kinder Rang und Besitz zu erstreben als eine gesunde Konstitution und einen kräftigen Geist. Wir haben in vielen Fällen durch sogenannte gute Partien Armut und Konflikte vermieden, aber durch solche Ehen haben wir auch die Chancen unserer Kinder auf organische Tüchtigkeit verwirkt.

8.

Die oberflächlichste Betrachtung der Frage wird uns lehren, dass in der Flucht der Dinge allein der organische Quell des Lebens Dauer besitzt. Wir vergessen zu leicht, wie vergänglich Rang und Reichtum im Grunde doch sind, dass Gold und Silber beständig ihren Besitzer wechseln, dass Häuser neu gebaut werden müssen, dass alter Grundbesitz seine Grenzen verliert. Unsere persönlichen Ideen und Leidenschaften tauchen nur auf, um bald für immer zu verschwinden; ganze Familien und Rassen gehen hin und lassen keine Spur. Und doch ist die Menschheit noch da, seit unvordenklicher Vorzeit bis heute fortdauernd, und manche unter uns werden im Blute der Menschheit, wie sie nach Äonen sein wird, fortleben. In diesem Lebensquell zählt der Schäfer und sein gesundes, munteres Weib mehr als der Kaiser, der eine kränkliche Prinzessin neben sich auf dem Throne hat und so das Glück seiner Nachkommen zerstört. Gehirn und Muskeln sind Leben, Besitz und Rang nur Beiwerk. Der Ehe gegenüber müssen wir nicht ihr Ziel und ihren Zweck vergessen, denn das Individuum führt sein Sonderleben nur so lange, bis es sich selbst reproduziert hat, jede Generation lebt nur, um die nächste hervorzubringen. Wenn

die Menschen das nur erst alle recht verstehen werden, wird diese Einsicht gewiss einen grossen Einfluss auf ihre Stellung zur Ehe haben, und mit dem wachsenden Gefühl für die damit verbundene Verpflichtung und Verantwortung muss auch die Zahl körperlich und geistig minderwertiger Kinder abnehmen.

Auf dem Boden einer verständigen Auslese der Eltern des künftigen Geschlechtes werden wir auch nichts mehr von der Pflege zu fürchten haben, welche die moderne Kultur und die Hygiene dem Individuum gewähren. Wenn die Gemeinschaft die Auslese selbst ausübt, wird der auslesende Einfluss der Mikroorganismen von Scharlach, Keuchhusten und Tuberkulose entbehrlich; unsere Heil- und Diätmittel können dann nur mit Vorteil verwendet werden, um den Menschen eines kräftigen und energischen Geschlechtes über die Gefahren wegzuhelfen, die auch ihnen einmal drohen können.

ANHANG

Ich habe im zweiten Kapitel bemerkt, dass Weismann seine wertvollen und behutsam erlangten Schlussfolgerungen vielfach mit nur schwach begründeten Spekulationen durchsetzt hat; besonders gilt das von seinen neuesten Arbeiten, wo man anstatt der Belehrung über die Frage der Erblichkeit erworbener Eigenschaften Hypothesen über den Mechanismus der Vererbung findet. Ich will in diesem Anhang den Kern dieser Hypothesen kurz darstellen und kritisch beleuchten.

Schon vor Weismann ist eine mechanische Theorie der Vererbung von Darwin versucht worden, der seine Lehre von der *Pangenesis* aufstellte und sich darin zum ersten und letzten Mal eine spekulative Leistung gestattete. Darwin nahm nämlich an, dass jede Zelle des elterlichen Organismus kleine mit Leben begabte Partikelchen, *gemmulae*, abgiebt, die den Keimzellen zuwandern und in ihnen aufgespeichert werden, um später eventuell in den nächsten Generationen sich zu gleichen Zellen,

wie die, welchen sie entstammen, zu entwickeln. Darwin wollte damit die Vererbung erworbener Eigenschaften erklären und er sagt in einer Entgegnung an Huxley:[1] »Ich halte ihr Urteil für sehr richtig und ich möchte die Sache am liebsten nicht publizieren, denn sie ist viel zu spekulativ; aber ich meine, irgend eine ähnliche Anschauung wird doch anerkannt werden müssen, wenn es sich um Erscheinungen wie die Vererbung der Einwirkungen von Gebrauch und Nichtgebrauch handelt«.

Nach der Pangenesis-Theorie sind die im Körper, also den *somatischen Zellen* befindlichen *gemmulae* denselben Einflüssen ausgesetzt, welche abändernd auf diese Zellen wirken, und sie müssen somit jede Veränderung, die sie erfahren haben, auf den Sprössling übertragen, an dessen Aufbau sie eventuell später beteiligt sind.

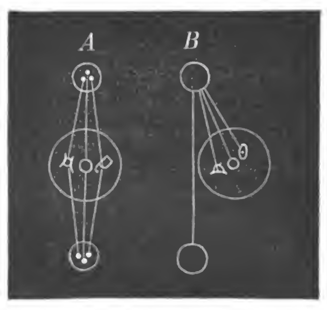
In der Zeit nach Darwin hat sich bei den Biologen ein ernster Zweifel an der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften eingestellt und zugleich die Anschauung, dass Rassenveränderungen durchaus auf angeborener Variation beruhen, die gewisse Individuen besonders günstig stellt. Darwin selbst hat, wie Huxley zeigte,[2] je später, je weniger Wert auf die Bedeutung

---

[1] Darwin's *Life and Letters*, III, p. 44.

[2] *Life and Letters*, II, p. 14.

erworbener Gewohnheiten gelegt. Die moderne Biologie in ihrer starken Betonung der Selektion ist also darwinistischer als Darwin, verwirft aber gerade deshalb die Pangenesis, die bei Darwin selbst nur ein Rest Lamarck'scher Ideen war.



Das Diagramm soll veranschaulichen: Bei A: Darwin's Pangenesis-Theorie; bei B: die Theorie der Kontinuität des Keimplasma.

A bedeutet ein durch *gemmulae* (von denen nur drei gezeichnet sind) ausgefülltes Ei, welches sich zu einem aus Zellen (von denen drei gezeichnet sind) gebildeten Individuum entwickelt. (Dargestellt durch den mittleren grossen Kreis.) Diese Zellen geben wieder *gemmulae* ab, die zusammentreten und die Substanz der Eier für die folgende Generation bilden. Es ist klar, dass die von den Körperzellen gebildeten *gemmulae* durch jede Abänderung jener mit beeinflusst werden müssen.

B bedeutet ein Ei, welches einerseits die Körperzellen aus sich hervorgehen lässt und andererseits die Keimsubstanz des Eies für die nächste Generation. Dieses Ei wird durch eine Abänderung der Körperzellen nicht berührt.

Von dem »Prozess der Vererbung« machen die Neu-Darwinianer sich etwa folgende Vorstellung. Man weiss, dass jede Zelle im Körper, auch Ei und Spermazelle, von einem befruchteten Ei abstammt. Alle diese Zellen müssen einmal sterben, mit Ausnahme von Ei und Spermazelle, die von Generation zu Generation fortleben. Wir finden so eine ununterbrochene Kette lebender Substanz, welche jedes lebende Wesen an Ahnen entferntester Vorzeit knüpft, und alle organischen Wesen, die je gelebt haben, sind Seitensprossen dieser Kette gewesen. Unter denen, die diese Anschauung gehabt haben, muss neben OWEN, HAECKEL u. a. besonders FRANCIS GALTON genannt werden, der die Thatsache zuerst als solche festgestellt hat, während WEISMANN's glänzende Feder die Anschauung unter allen Biologen verbreitet hat. Der dafür übliche Ausdruck: die *Kontinuität des Keimplasmas*, besagt, dass die Keimsubstanz in ununterbrochenem Zusammenhange von einer Generation auf die andere übergeht; der Mensch ähnelt seinen Eltern, weil er sich aus gleichem Keimplasma wie sie entwickelt. Die Kontinuität des Keimplasmas (oder nach GALTON des *Stirps*) ist eine Thatsache, keine Theorie.

Während die Pangenesis-Lehre die Vererbung von Gebrauch und Nichtgebrauch, von Krankheiten und Verletzungen involviert, macht

die isolierte Situation des Keimplasmas in den Geschlechtszellen der Eltern das sehr unwahrscheinlich. Die thatsächlichen anatomischen Verhältnisse sprechen entschieden für die Nichtvererbbarkeit erworbener Eigenschaften. Darauf hat 1872 Galton und 1881 Weismann in seinen *Studien zur Descendenz-Theorie* hingewiesen. 1883 hat Weismann (in dem Essay über *Leben und Tod*) den Ausdruck *Keim* definiert als eine Bezeichnung für jede Zelle, Cytode oder Zellgruppe, welche, ohne die Struktur des reifen Individuums der Art zu besitzen, die Fähigkeit hat, unter gewissen Umständen sich zu einem solchen zu entwickeln. Bis dahin hat sich Weismann streng an die Thatsachen gehalten, später aber hat er sich in Spekulationen über den Bau des Keimplasmas vertieft. Nach ihm besteht es aus letzten lebendigen Teilchen, denen er verschiedene specifische Aufgaben zuschreibt und die er in einander verkapselt sein lässt wie chinesische Knochenschachteln. Die Biophoren (eben jene Einheiten) begabt er freigiebig mit der Fähigkeit des Wachstums und der Fortpflanzung, sie liegen jenseits der Grenzen der mikroskopischen Sichtbarkeit, sie sind Ideen, nicht Erfahrungsobjekte. Diese Einheiten treten zu anderen, höheren Einheiten zusammen, zu »Determinanten«, zu »Ideen« und »Idanten«, welche letztere im Eikern als färbbare Stäbchen sichtbar werden. Durch Kombination, Differen-

zierung u. s. w. dieser Gruppen glaubt WEISMANN jeden Schritt der Entwicklung erklären zu können.

1883 hat WEISMANN DARWIN's Pangenesis als unbegründete Hypothese bezeichnet, eine berechtigte Kritik, die aber viel mehr noch auf seine erweiterte Keimplasma-Lehre passt. DARWIN selbst hat nie grossen Wert auf seine Pangenesis gelegt und sich mehrfach wegen ihres spekulativen Charakters entschuldigt, zumal in dem grossen Werke über das *Variieren der Pflanzen und Tiere*, wo ihre Darlegung das Schlusskapitel eines über 800 Seiten starken Bandes bildet und sie ausdrücklich als eine provisorische, Thatsachenmassen verknüpfende Arbeitshypothese bezeichnet wird. WEISMANN's Keimplasma-Lehre, die auf keinerlei Thatsachen beruht, wird dagegen von ihm für wichtig genug gehalten, um eine ins feinste Detail gehende Ausführung zu verdienen.

Ich will durchaus nicht den Wert der Hypothesen für den Fortschritt der Wissenschaft bestreiten, aber derselbe hängt von ihrer Fähigkeit ab, experimentell kontrolliert zu werden; wenn sie sich dazu nicht eignet, so geht die Wissenschaft über sie hinweg. Die Pangenesis-Lehre hat lediglich die Bedeutung, zu zeigen, wie man sich etwa die Vererbung von Gebrauch und Nichtgebrauch denken könnte. Diese Frage lässt sich nur experimentell in Angriff nehmen; in

dem Bilde, das sich Darwin von der Pangenesis machte, gingen die *gemmulae* aus den Zellen ins Blut und von dort in die Keimzellen über; wenn Romanes und Galton eine Widerlegung dieser Anschauung versuchten durch den experimentellen Nachweis, dass gewisse Blutproben keine *gemmulae* enthalten, so übersahen sie meiner Meinung, dass diese Lehre für Darwin nur ein Gleichnis war.

Weismann aber schildert die Architektur des Keimplasmas in grösstem Ernst und subtilster Ausführung und hat diese Lehre mehrfach den neuen Entdeckungen in Embryologie und vergleichender Anatomie angepasst. Mein Einwand dagegen ist, dass dieselbe nicht experimentell geprüft werden kann, und dass Weismann selbst sich jeder Widerlegung wieder entwindet. Übrigens schreibt Weismann, wenn er seinen Einheiten die Funktionen des Wachstums und der Reproduktion, welche doch die Vererbung selbst involviert, zuschreibt, das Problem nur zurück und verlegt es aus dem ganzen tierischen oder pflanzlichen Organismus, den wir sehen und handhaben, in jenseits unserer Erfahrung liegende hypothetische Teilchen.

Ferner haben wir keinen Grund, anzunehmen, dass die lebende Substanz aus individuellen Teilchen, aus Molekülen oder Molekülgruppen zusammengesetzt ist; die Erfahrung widerspricht geradezu dieser Annahme.

Dass die Materie aus kleinen Teilchen, Molekülen oder Atomen besteht, ist eine alte Vorstellung, und es ist durchaus verständlich, wie Denker schon in frühester Zeit darauf gekommen sind. Die meisten festen Körper, wie Fels, Kreide, Sand, ebenso Flüssigkeiten und Gase ergeben beim Zerteilen offenbar ähnliche Fragmente. Wenn wir ein Stück Kreide zerbrechen, so ist jedes Bruchstück Kreide, d. h. es erscheint uns als hart und weiss, schreibt auf einer Tafel u. s. w., und jede weitere Teilung ergiebt immer dasselbe; aus solchen Erfahrungen hat man die Vorstellung gewonnen, dass alle Dinge aus kleinen Teilchen oder Molekülen zusammengesetzt sind; darauf fusste auch aller Wahrscheinlichkeit nach ANAXAGORAS, als er (um 500 v. Chr.) seine Lehre von den Elementen (*homoiomeriai*) aufstellte, nach der alle Dinge aus elementaren Teilen gleicher Art aufgebaut erschienen, Fleisch aus Fleischelementen, Knochen aus Knochenelementen. Ähnliche Vorstellungen herrschen auch heute, als Ausdruck der Thatsache, dass man die meisten Körper in gleichartige, kleinere Fragmente zerlegen kann.

Der berühmte Physiker TAIT sagt in seinem Buche über die *Eigenschaften der Materie* [1]: »Höchst merkwürdig ist die anscheinend völlige Gleichartigkeit und Identität jeder zwei belie-

[1] *Properties of Matter*, 1885, p. 21.

bigen Partikel derselben Gasart und wahrscheinlich jeder speciellen Art von Materie, wenn sie in dampfförmigen Zustand versetzt ist. Aus solchen Teilchen also, gleichviel ob sie weiter teilbar sind oder nicht, muss jede Art flüssiger oder fester Körper zusammengesetzt gedacht werden«.

Es ist jedoch zu bemerken, dass moderne Forscher eine Unterscheidung machen werden, welche die ältere Wissenschaft nicht kannte, man wird heute von einem Molekül eines Gases oder eines glühenden Eisenstückes reden, aber kaum von einem Molekül eines gewöhnlichen festen Körpers bei gewöhnlicher Temperatur, und man wird sich nie einfallen lassen, wenn man ein exakter Forscher ist, von einem Holz-, Fleisch- oder Knochen-Molekül zu sprechen. Wenn man so sorgfältig wie möglich einen regelmässigen Cylinder aus Holz präpariert und ihn in zwei gleichgrosse Hälften teilt, werden diese (anders wie bei einem Stück Eisen oder Kreide) nicht gleich sein; ihr Korn wird schon für das blosse Auge Unterschiede erkennen lassen; das Mikroskop wird dann zeigen, dass das Holz in seinen kleinsten sichtbaren Teilen nicht gleichartig ist; es ist das, was man im eigentlichen Sinne des Wortes als »organisiert« bezeichnet, und die Struktur zeigt beim Übergange des Auges um die kleinste Entfernung deutliche Unterschiede.. Dasselbe gilt für Muskel

und Knochen und ebenso für alle Bestandteile des Körpers aller Tiere und Pflanzen.

Die Vorstellung eines Moleküls bezeichnet also den letzten Bruchteil einer Substanz, dem wir durch unsere experimentelle Zerlegung derselben mehr oder weniger nähern, und das Altertum wäre schwerlich zu dieser Vorstellung gelangt, wenn die gewöhnlichsten Naturobjekte auch nur so augenfällig ungleichartig gebaut gewesen wären, wie bunter Marmor oder Granit.

Wenn wir nun diese Vorstellung auf das biologische Gebiet übertragen, auf dem wir keinen aus gleichartigen Teilen aufgebauten Körper finden, so thun wir das aufs Geratewohl, aller biologischen Erfahrung zum Trotz, und verwenden ohne rechte Überlegung eine wohl auf Gase und glühende Körper anwendbare Theorie, und ohne die Grundlage zu prüfen, auf welcher diese Theorie beruht. Thatsächlich wissen wir unendlich wenig von den letzten Bestandteilen irgend einer lebenden Substanz; so weit aber das Mikroskop reicht, besteht sie, wie wir sicher wissen, aus ungleichartigen, nicht aus gleichartigen Teilen. Unsere Erfahrung widerstreitet also der Annahme, dass sich eine Zusammensetzung der lebenden Substanz aus letzten Konstituenten ergeben wird, von denen jeder die Funktion des lebenden Protoplasma besitzt, also aus Biophoren oder wie

man es sonst nennen will; wir müssen uns hier der CLIFFORD'schen Regel erinnern, dass wir etwas, was über unsere Erfahrung hinausgeht, nur glauben dürfen, wenn es aus unserer Erfahrung durch die Annahme abgeleitet ist, dass das Unbekannte von gleicher Beschaffenheit ist, wie das, was wir kennen.[1]

[1] CLIFFORD, *Lectures and Essays*, II, p. 210.



FISCHER & KÜRSTEN, LEIPZIG.

